

Zwischen falscher Selbstliebe und

Für viele Christen sind Begriffe, die mit Selbst beginnen – also Selbstliebe, Selbstachtung, Selbstannahme, Selbstverwirklichung – Reizworte und werden meist grundsätzlich als Ausdruck humanistischer Philosophie und daher als unbiblisch gewertet. Andere wiederum interpretieren sie grundsätzlich positiv und sehen in ihnen geradezu notwendige Voraussetzungen für eine reife Persönlichkeit und die Fähigkeit, zwischenmenschliche Beziehungen zu gestalten. Welche Auffassung ist denn biblisch?



Beide Extreme treffen m. E. die Thematik nicht wirklich. Das liegt u. a. an der Möglichkeit, die verwendeten Begriffe in unterschiedlicher Bedeutung zu gebrauchen. Die Worte Selbstliebe und Selbstannahme finden wir zwar so nicht ausdrücklich in der Bibel. Gleichwohl sind sie der Sache nach aber enthalten.

Ausgangspunkt unserer Ausführungen bildet die biblische Aussage, die Paulus in 1. Korinther 15,10 formuliert: „Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin!“ Hier zeigt sich nicht mehr und nicht weniger als das Selbstbild eines von Christus erneuerten Menschen. Selbstbewusstsein und Selbstachtung sind für Paulus selbstverständlich. Er versteht sich als eine Persönlichkeit, die sich ihres Wertes und ihrer Gaben sowie ihrer Ausstrahlung und ihres Einflusses auf andere bewusst ist. Sonst hätte er seinen Dienst nie in der Weise tun können, wie er ihn tat. Die Aussage „Ich bin“ ist

Es muss aufhören lassen, dass auch unter Christen Zank und Streit, Trennungen und Verwerfungen zunehmen. Kann es sein, dass dies auch Ausdruck eines frommen narzisstischen Lebensgefühls ist?

Ausdruck gesunden Selbstbewusstseins. Paulus weiß, wer er ist und was er kann. Öfter weist er in seinen Briefen darauf hin, wer er ist. „Ich danke Gott, dem ich von meinen Voreltern her mit reinem Gewissen diene ...“ (2. Timotheus 1,3). Selbstbewusstsein ist für ihn nicht sofort Ausdruck heidnischen Denkens. Aber gleichzeitig macht er klar, dass er das alles nur aus Gottes Gnade ist und sich darauf nichts einbilden kann. Er ist sich seiner Unwürdigkeit durchaus bewusst: „Denn ich bin der geringste unter den Aposteln“ (1. Korinther 15,9), sagt er.

Zwei Extreme

Schon hier kann man auf zwei Extreme hinweisen, die zwar weit verbreitet, aber grundsätzlich falsch sind und dem biblischen Denken nicht entsprechen:

a) Die autonome Selbstbestimmung und Selbstliebe des aufgeklärten und gottlosen Menschen und

b) das Gegenteil davon: die Verweigerung der Selbstachtung, die sich in den pseudofrommen Worten äußert: „Ich bin nichts!“ „Ich kann nichts!“

Beides ist Ausdruck eines Gott leugnenden Wesens und daher Sünde. Beides ist Ausdruck eines übersteigerten und von Gott losgelösten Ichs. Beide Selbstbilder gründen nicht in der biblischen Beziehung des Menschen zu Gott, sondern verabsolutieren sich selbst, sowohl in einer sich selbst

überschätzenden wie in einer falschen sich selbst verleugnenden Weise. Gerade die pseudofromme Variante ist unter Christen weit verbreitet und trägt zu einem depressiven, unselbständigen und angepassten Verhalten bei. Die Tragik ist, dass man in christlichen Gemeinden oft nur die eine – die autonome Selbstbestimmung – anprangert, nicht aber die pseudofromme. Dadurch trägt man zu einseitigen Verhaltensmustern bei, die gekennzeichnet sind durch undurchschaubare Machtstrukturen und Anpassungsverhalten im Miteinander.

Falsche Selbstliebe

Natürlich ist die falsche Selbstliebe weit verbreitet. Was klassischerweise Narzissmus genannt wird, ist eine Selbstverliebtheit, die letztlich asozial ist und beziehungsunfähig macht. In der griechischen Mythologie hatte der junge Narziss sein Spiegelbild in einem Wasser entdeckt und sich tragisch in sich selbst verliebt. Er konnte seiner Liebe aber nicht Ausdruck verleihen. Seither wird Narzissmus als Selbstverliebtheit bezeichnet, bzw. in der Psychotherapie als krankhafte Persönlichkeitsstruktur behandelt. Ein stark ausgeprägter Narzisst dreht sich nur um sich und ist unfähig zum Lieben.

Christopher Lasch zeigt in seinem berühmt gewordenen Buch „Das Zeitalter des Narzissmus“ (München 1982), dass die narzisstische Geisteshaltung durch einen konsequent gelebten Individualismus einer Gesellschaft ihren „niedergehenden Lebensstil“ aufprägen kann. Rücksichtslose Selbstverwirklichung und autonomes Glücksstreben werden zu charakteristischen Verhaltensmustern, die Menschen letztlich unfähig

ich?

gesunder Selbstachtung

hig zur Gemeinschaft machen. Kennzeichnend für einen narzisstischen Lebensstil ist denn auch in erster Linie die Unfähigkeit zu beständigen Beziehungen. Auf diesem Hintergrund muss es aufhorchen lassen, dass auch unter Christen Zank und Streit, Trennungen und Verwerfungen zunehmen. Kann es sein, dass dies auch Ausdruck eines frommen narzisstischen Lebensgefühls ist? Die Unfähigkeit zu lieben und zu konstruktiven Auseinandersetzungen ist vielerorts mit Händen zu greifen.

Das biblische Selbstbild

Die biblische Aussage „Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin“ ist Ausdruck eines Selbstbildes, das uns neu helfen kann, uns besser zu verstehen und zu einem neuen Verhalten zu kommen.

Das biblische Selbstbild eines Christen kann man mit drei Charakteristika beschreiben.

1. Christen wissen sich als unverwechselbare Geschöpfe Gottes

Das bedeutet, dass sich ein Christenmensch bewusst aus Gottes Hand annehmen und bejahen kann! So wie der Psalmist, kann auch er sagen: „Ich preise dich darüber, dass ich auf eine erstaunliche, ausgezeichnete Weise gemacht bin!“ (Psalm 139, 14). Dankbare Selbstannahme in dem Bewusstsein, dass Gott uns so und nicht anders gewollt und gemacht

hat, ist eine Voraussetzung zur Selbstachtung und zum friedvollen Umgang mit anderen. Christen können sich ihrer Einzigartigkeit bewusst werden und müssen sich nicht in das Korsett des Vergleichens mit anderen zwingen lassen. Christen sagen JA zu ihrer Persönlichkeit mit allem, was diese beinhaltet: Stärken und Schwächen, Gaben und Begrenzungen. Sie sind allem Geschöpflichen gegenüber dankbar und offen, weil sie in ihm Gott als Urheber erkennen. Christen leben daher schöpfungsgewandt. „Denn jedes Geschöpf Gottes ist gut und nichts verwerflich, wenn es mit Danksagung genommen wird“ (1. Timotheus

4,4). Auch ihre eigene Geschöpflichkeit nehmen sie von Gott an und können daher selbstgewiss leben.

2. Christen erkennen sich als Sünder

Gleichzeitig erkennen Christen aber auch an, dass sie noch Sünder sind und die Sünde alle Bereiche ihres Lebens bedroht. Sie erkennen, so schmerzhaft es für sie auch einzugestehen ist, dass in ihnen, d.h. in ihrem Fleisch „nichts Gutes wohnt“ (Römer 7, 18).

Sie wissen bei aller Freude um die Erlösung doch auch um ihre dunkle Schattenseite. Daher überschätzen sie sich nicht selbst und leben nicht in einem fromm-schwärmerischen An-

Dankbare Selbstannahme in dem Bewusstsein, dass Gott uns so und nicht anders gewollt und gemacht hat, ist eine Voraussetzung zur Selbstachtung und zum friedvollen Umgang mit anderen.



spruch der Erlösten, der der Wirklichkeit nicht entspricht. Das Bewusstsein, versuchbar und sündig zu sein, macht sie demütig und abhängig von Gott. Auf der anderen Seite kokettieren sie aber auch nicht mit ihrer Schwachheit und machen ihre Sündhaftigkeit nicht zu einer Tugend.

3. Christen bejahen ein Leben aus der Gnade

Gerade in dieser Spannung, schon erlöst, aber noch nicht vollendet zu sein, erkennen Christen die Notwendigkeit der Gnade Gottes. Sie bejahen eine Existenz der Gnade. Sie betonen ihre Abhängigkeit von Gott: „Aus Gottes Gnade bin ich, was ich bin, nicht aus mir heraus.“ So wie der Hauptmann bekannte: „Ich bin nicht wert, dass du unter mein Dach trittst“ (Lukas 7,6) und so die Gnade Jesu erfuhr, genauso erfahren Menschen, die sich ihrer Unwürdigkeit bewusst sind, die Gnade Gottes, die sie wertvoll macht.

Wenn Christen von Selbstachtung sprechen, meinen sie also keine **autonome**, sich selbst von vornherein als wertvoll verstehende, sondern eine **theonome**, eine von Gott her zugesprochene Gesinnung der Wertschätzung. Sie dürfen sich als wertvoll erachten, weil sie durch Gottes gnädiges Handeln wertvoll gemacht worden sind. Wenn Gott einen Menschen aber in Christus so wertvoll achtet – wer bin ich, dass ich mich wertlos fühle? Oder wertlos mache? Oder andere wertlos mache? Minderwertigkeitsgefühle gehören zwar noch zu unserer sündigen Existenz dazu. Sie können aber überwunden werden durch den Blick auf den, der uns wertvoll macht.

Meinen Wert in Christus erkennen

Wer sich selbst nicht achtet (obwohl Gott ihn achtet!), oder – noch schlimmer – wer sich selbst verachtet (obwohl Gott ihn um Christi willen nicht verachtet!), der muss viel Energie aufwenden, um sich selbst aufzuwerten. Meistens definiert er sich über seine Leistung, über das, was er vorzuweisen hat. Er tut alles, um von anderen anerkannt zu werden. Selbst vor Negativem scheut er dabei nicht zurück. Er muss sich ständig an anderen Menschen orientieren, um ihre Aufmerksamkeit und Wertschätzung zu erhalten. Menschen dagegen, die ihren Wert in Christus erkannt haben, brauchen nicht mehr die Selbstaufwertung durch ihr Tun oder das Aufmerksamkeitsheischen durch andere. Hier wird deutlich, wie wichtig eine gesunde, durch Gottes Gnade geschenkte Selbstachtung ist. Sie resultiert nicht im Selbstzuspruch „Ich bin o.k.“, sondern im Zuspruch Gottes: „Weil du teuer bist in meinen Augen und wertvoll und ich dich lieb habe, so gebe ich Menschen hin an deiner Stelle“ (Jesaja 43,4). Menschen, die durch die Sünde abgewertet wurden, dürfen sich durch das Opfer Jesu Christi, den Gott an ihrer Stelle hingegeben hat, aufwerten lassen. Sie sprechen nicht ein autonomes Ja zu sich selbst, sondern glauben an das bedingungslose Ja Gottes, das er in Christus zu ihnen gesprochen hat.

Haben Christen Selbstvertrauen?

Einige ja, viele leider nicht. Sie leiden an ihrer Minderwertigkeit, ihrem mangelnden Selbstvertrauen und an nagenden Selbstzwei-

Christen betonen ihre Abhängigkeit von Gott: „Aus Gottes Gnade bin ich, was ich bin, nicht aus mir heraus.“

Wenn Gott einen Menschen aber in Christus so wertvoll achtet – wer bin ich, dass ich mich wertlos fühle?

feln. Aber gerade Christen dürfen ein starkes Selbstvertrauen haben. Es gründet aber nicht in ihrer eigenen Stärke, sondern in der bedingungslosen Liebe Gottes zu ihnen, „... **damit wir nicht auf uns selbst vertrauen, sondern auf Gott**“ (2. Korinther 1,9). Wer sich von Gott geliebt und angenommen weiß, der kann sich selbst auch annehmen und sich etwas zutrauen, ohne sein Vertrauen auf sich selbst zu setzen. Das klingt paradox und ist es auch. Ein Mensch, der Gott vertraut, darf darauf vertrauen, dass er das Leben darf, was Gott in ihn hinein gelegt hat. Er darf sein schöpfungsgemäßes Potential leben. Er darf seine Gaben erkennen und einsetzen. Im Einsetzen der Gaben Gottes darf er erfahren, dass er gebraucht wird. Nicht weil er so gut und toll wäre, sondern weil Gott ihn trotz seiner Schwachheit und Anfälligkeit gebrauchen will. Er darf aktiv Entscheidungen treffen und vorwärts gehen. Er darf demütig bekennen: „Mit meinem Gott kann ich über Mauern springen!“ (2. Samuel 22,30). Und das im beruflichen wie im gemeindlichen Leben.

Fleischlich oder geistlich?

Das alles kann man gründlich missverstehen, wenn man will. Man kann demjenigen, der so von Selbstachtung und Selbstverwirklichung spricht, heidnisches und ungläubiges Denken unterstellen. Man kann aber auch genau umgekehrt alles als Ausdruck des Glaubens an die Gnade Gottes verstehen. Ja, es gibt ein fleischliches autonomes, aber es gibt auch ein geistliches, theonomes Selbstvertrauen. Ja, es gibt eine fleischliche, aber es gibt auch eine geistliche Selbstachtung. Es gibt eine fleischliche und

es gibt eine geistliche Selbstverwirklichung. Die geistliche Haltung gründet in der Gnade Gottes. Gnade befreit Menschen zu ihrer wahren Bestimmung.

„Er führte mich heraus ins Weite“ (Psalm 18,20) ist das freudige Bekenntnis eines Menschen, der die Weite der Gnade Gottes erfahren hat.

Demgegenüber macht Gesetzlichkeit klein und mickrig. Christliche Machtmenschen bedienen sich oft des Gesetzes und unterdrücken andere. Jesus sagt über die Pharisäer: „Sie binden schwere Lasten und legen sie auf die Schultern der Menschen, sie selber aber wollen sie nicht mit ihrem Finger bewegen“ (Matthäus 23,4). Evangeliumsmenschen dagegen bedienen sich der Gnade und werden dadurch „Mitarbeiter zur Freude“ (2. Korinther 1,24).

Menschen mit einem schwach ausgeprägten Bewusstsein der Gnade und - daraus resultierend einem schwachen Selbstbewusstsein - haben, je nach Typ, ein umso stärker ausgeprägtes Geltungsbedürfnis. Das belastet die Gemeinschaft. Oder sie neigen umgekehrt zu depressivem Rückzug, Minderwertigkeit und falscher Demut. Sie sind angepasst, farb- und ausdruckslos, fromme graue Mäuse. Beides entspricht aber nicht den Gedanken Gottes und seiner Gnade. Menschen mit einem starken Bewusstsein der Gnade dagegen können gelassen sein und sind eine Wohltat für eine Gemeinschaft. Sie sind sich ihres Wertes aus Gottes Gnade bewusst und können daher freudig bekennen: „Aus Gottes Gnade bin ich, was ich bin“.

Keine Lebenslüge!

Dies Bekenntnis schließt auch

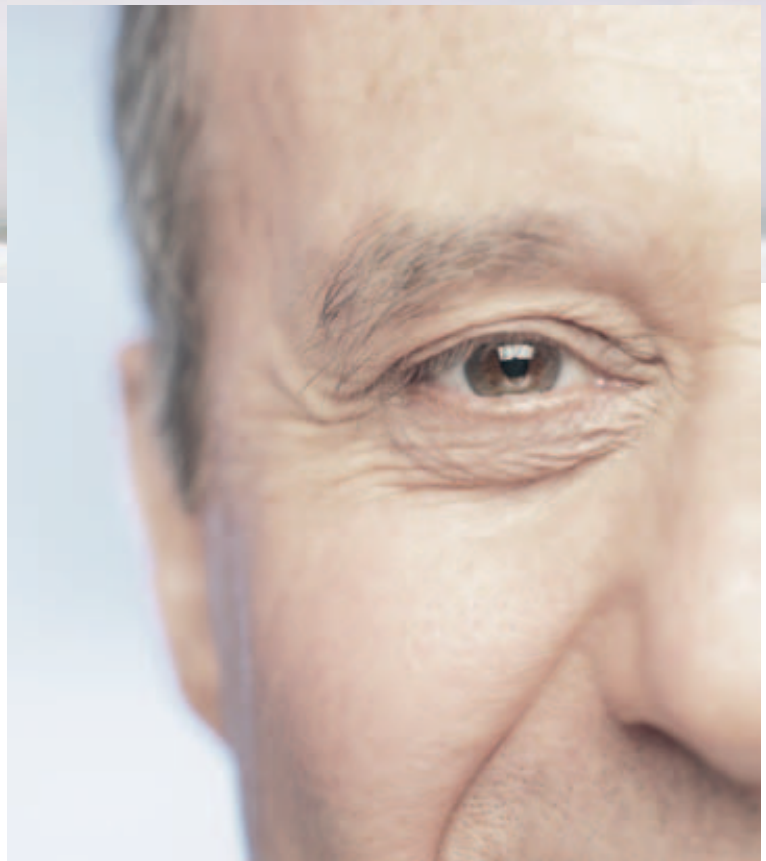
Eine gesunde, durch Gottes Gnade geschenkte Selbstachtung resultiert nicht im Selbstzuspruch „Ich bin o.k.“, sondern im Zuspruch Gottes: „Weil du teuer bist in meinen Augen und wertvoll und ich dich lieb habe.“

die eigenen Schwächen mit ein! Menschen der Gnade müssen sich nicht länger vor Gott und anderen verstecken! Wer sich selbst sehen gelernt hat, der kann die Wahrheit über sich selbst ertragen, weil er die Gnade Gottes über seinem Leben weiß. Wer die Gnade nicht kennt, muss der Wahrheit über sich ausweichen oder sie verdrängen. Er lebt in seiner Lebenslüge und in seiner defizitären Selbstwahrnehmung. Er blendet die Schatten aus und sieht nur seine eigene Frömmigkeit. Er sieht nicht, dass seine Stärke gleichzeitig seine Schwäche ist. Er spricht daher auch überwiegend nur von seiner Stärke. Denn er kann seine Schwächen nicht zugeben. Menschen dagegen, die die Gnade erkannt haben, können auch die Wahrheit annehmen, weil sie „die Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes vom Vater“ erkannt haben, „voller Gnade und Wahrheit“ (Johannes 1,14).

Erst in der Begegnung mit Jesus können wir uns selbst wahrhaft begegnen. „Die Wahrheit wird euch frei machen“, sagt Jesus in Johannes 8,32, weil sie kein Dogma, sondern eine Person ist. Die

Wahrheit über uns selbst erschließt sich uns erst in der Begegnung mit Jesus und seinem wahrhaftigen Wort (Johannes 8,31). Selbstwahrnehmung ist Ausdruck der Wahrnehmung Jesu. Selbstverwirklichung ist Verwirklichung des Lebens Jesu. Wer also aus einer falschen Frömmigkeit heraus meint, sich nicht mit sich selbst beschäftigen zu dürfen, zeigt damit nur, dass er auf der Flucht vor der Selbstbegegnung ist, die Jesus uns nicht erspart. Der Unterschied zur selbstbestimmten Selbstbegegnung ist, dass Jesus uns an unsere wunden Stellen führt, um uns zu heilen und zu einem neuen Selbstvertrauen zu führen, das nicht sich selbst, sondern Gott vertraut. Falsches Selbstbewusstsein wird nie sagen können: „Aus Gottes Gnade bin ich, was ich bin!“, recht verstandene Selbstachtung aber sehr wohl.

Horst Afflerbach 



Ich tue nicht das,

Gedanken zu Römer 7,14–25

Ein Mann aus einem kleinen, abgelegenen Dorf reiste mit seiner Familie in die Großstadt. In einem öffentlichen Verwaltungsgebäude sah er zum ersten Mal in seinem Leben einen Aufzug. Mit großem Interesse beobachtete er, wie eine verhutzelte Dame auf Krücken in die kleine Kabine humpelte. Die Türen des Aufzugs schlossen sich. Wenige Augenblicke später öffneten sich die Türen wieder und eine große, attraktive Frau trat selbstbewusst aus dem Aufzug. Da rief der Mann seinen kleinen Jungen zu sich und sagte: „Peter, lauf schnell und hol deine Mutter!“

Wäre das nicht praktisch, wenn wir so eine kleine Kabine hätten, die uns grundlegend verwandelt? Einsteigen, kurz warten – und schon steigt man als neuer Mensch wieder aus. Aus ängstlichen und schüchternen Menschen werden selbstbewusste und mutige Männer und Frauen. Jähzornige werden friedlich. Lügner werden ehrlich. Das wäre schon praktisch, nicht wahr?

Vielleicht haben viele von uns sich genau das erhofft, als sie Christen wurden. Wir reden davon, dass Menschen, die ein Leben mit Jesus beginnen, neue Menschen werden. Dass das Alte vergangen ist und etwas ganz Neues entstanden ist. Dass sie eine „neue Schöpfung“ sind. Doch wenn man dann ein wenig länger Christ ist, dann stellt sich schon die Frage: Was verändert sich eigentlich mit der Bekehrung? Warum merken wir manchmal nur so wenig davon, dass Jesus alles neu gemacht hat? Warum verändert sich in manchen Bereichen unseres Lebens so viel und in anderen fast überhaupt nichts?

Ein Abschnitt aus dem Römer-



brief kann uns helfen, eine Antwort auf diese Frage zu finden. Er steht in **Römer 7,14–25**:

„Das Gesetz ist durch Gottes Geist gegeben worden, das wissen wir. Ich aber bin meiner eigenen Natur ausgeliefert; ich bin an die Sünde verkauft und ihr unterworfen. Ich verstehe selbst nicht, warum ich so handle, wie ich handle. Denn ich tue nicht das, was ich tun will; im Gegenteil, ich tue das, was ich verabscheue. Wenn ich aber das, was ich tue, gar nicht will, dann gebe ich damit dem Gesetz recht und heiße es gut. Und das bedeutet: Der, der handelt, bin nicht mehr ich, sondern die Sünde, die in mir wohnt.

Ich weiß ja, dass in mir, das heißt in meiner eigenen Natur, nichts Gutes wohnt. Obwohl es mir nicht am Wollen fehlt, bringe ich es nicht zustande, das Richtige zu tun. Ich tue nicht das Gute, das ich tun will, sondern das Böse, das ich nicht tun will. Wenn ich aber das, was ich tue, gar nicht tun will, dann handle nicht mehr ich selbst, sondern die Sünde, die in mir wohnt.

Ich stelle also folgende Gesetzmäßigkeit bei mir fest: So sehr ich das Richtige tun will – was bei mir zustande kommt, ist das Böse. Zwar stimme ich meiner innersten Überzeugung nach dem Gesetz Gottes mit Freude zu, doch in meinem Handeln sehe ich ein anderes Gesetz am Werk. Es steht im Kampf mit dem Gesetz, dem ich innerlich zustimme, und macht mich zu seinem Gefangenen. Darum stehe ich nun unter dem Gesetz der Sünde, und mein Handeln wird von diesem Gesetz bestimmt.

Ich unglückseliger Mensch! Mein ganzes Dasein ist dem Tod verfallen. Wird mich denn niemand aus diesem elenden Zustand befreien? Doch! Und dafür danke ich Gott durch Jesus Christus, unseren Herrn.

Es gilt also beides: Während ich meiner innersten Überzeugung nach dem Gesetz Gottes diene, bin ich doch gleichzeitig, so wie ich von Natur aus bin, an das Gesetz der Sünde verklavt.“ (nach NGÜ)

was ich tun will

1. Bestandsaufnahme

Vielleicht geht es Ihnen ja wie mir: Ich kann die ersten Sätze von Paulus hier voll unterschreiben. Jawohl, das kenne ich aus meinem eigenen Leben: „*Das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich.*“

Dieser eine Satz fasst zusammen, was wir auch als Christen im Alltag immer wieder zu spüren bekommen. Und schon unsere Neujahrsvorsätze sind ein gutes Beispiel dafür. Immer wieder müssen wir erschüttert feststellen, dass wir wieder einmal völlig versagt haben:

- Wie oft nehmen wir uns vor: Beim nächsten Mal gehst du aber nicht in die Luft. Beim nächsten Mal bleibst du freundlich und gelassen und wirst liebevoll reagieren. Aber dann überkommt es uns doch wieder und wir platzen laut heraus und achten nicht darauf, ob unsere Worte vielleicht irgendwo Scherben hinterlassen.
- Wie oft nehmen wir uns vor, beim nächsten Mal offen zu unserem Glauben zu stehen. Aber dann zeigt sich, dass doch unsere Feigheit gesiegt hat und wir uns mal wieder vor den Kollegen oder Klassenkameraden nicht zu Jesus gestellt haben.
- Wie oft nehmen wir uns vor, ehrlich unsere Fehler einzugestehen, und denjenigen um Verzeihung zu bitten, den wir mit unserem Verhalten verletzt haben. Aber dann reden wir uns doch wieder heraus und schieben unsere Schuld ab. Hat der andere nicht auch ...? Und sollte die nicht zuerst ...?

Ich könnte noch viele weitere Beispiele anführen. Aber ich glaube, jeder von uns weiß für sich selbst am besten, in welchen Bereichen es ihm einfach nicht ge-



lingen will, so zu leben, wie es gut für uns und andere wäre.

Die Sünde ist und bleibt ein Teil unseres Lebens. Und je reifer wir geistlich werden, desto selbstkritischer sehen wir unser eigenes Verhalten und erkennen umso deutlicher, wo wir wieder versagt haben. Je besser wir Gottes Wort kennen lernen, desto klarer sehen wir, wie weit wir von den Maßstäben Gottes entfernt sind - auch als Christen.

Nun ist es ja nicht so, dass uns das egal wäre. Wenn wir Jesus lieben und ihm von ganzem Herzen nachfolgen wollen, dann schmerzt uns dieser Zustand. Dann haben wir die innere Sehnsucht, anders zu leben, so wie Paulus das in diesem Abschnitt auch formuliert. Sein ganzer Wille richtet sich auf das Gute:

- Er stimmt dem Gesetz Gottes und seinen Maßstäben zu.
- Er sehnt sich danach, das Gute zu tun.
- Er hasst die Sünde.
- Von seiner Einsicht her möchte er dem Gesetz Gottes dienen.

Und doch scheitert er. Kein Wunder, dass Paulus stellvertretend für uns alle in dieser Situation den Seufzer ausstößt: „*Ich elender Mensch! Muss das denn immer so weitergehen?*“ Und ich glaube, das können wir alle nachempfinden: So kann nur ein Mensch leiden, der sich von ganzem Herzen danach sehnt, Gottes Willen zu tun. Einer, der Gott mit seinem Leben Ehre machen will.

2. Deutung

Nun hat es zu allen Zeiten Christen gegeben, die der Meinung waren, dass man das Wort Gottes nur ein bisschen ernster nehmen und sich nur ein bisschen mehr anstrengen muss, um immer sündloser zu werden. ▶

Sich etwas mehr zusammenreißen. Nur etwas frömmen leben – dann ist es möglich, als Christ fast sündlos zu leben und beinahe Vollkommenheit zu erreichen.

Paulus macht deutlich, dass das eine Illusion ist. Solange wir hier auf dieser Erde leben, ist es nicht möglich, ohne Sünde zu sein. Aber woran liegt es, dass wir nicht so leben können, wie Gott es will? Es heißt doch, dass wir ein neues Herz bekommen haben und überhaupt alles neu geworden ist.

Als Christen leben wir tatsächlich in dieser Spannung, die dadurch bedingt ist, dass wir in zwei Welten leben. Solange wir keine Christen sind, gehören wir ganz und gar zu dieser vergänglichen Welt. Gott spielt darin keine Rolle. Es ist eine Welt, die von Gott getrennt ist, eine Welt ohne Hoffnung.

In dem Moment, in dem wir Gottes Vergebung annehmen und Christen werden, macht Gott uns zu seinen Kindern. Wir bekommen Zugang zu Gottes ewiger, unvergänglicher Welt. Wir gehören zu Gott und sind ganz eng mit ihm verbunden. In Gottes Welt gibt es keine Sünde. Dort kann keiner mehr dem anderen etwas Böses tun. Niemand wird mehr durch seine Mitmenschen verletzt. Keiner ist Gott ungehorsam. Das ist unsere eigentliche Heimat als Christen. Dort gehören wir hin.

Aber nun leben wir ja bis zu unserem Tod weiterhin in dieser vergänglichen Welt, die – wie wir alle wissen – ziemlich kaputt ist. Und unsere Einstellungen und Werte sind über viele Jahre von dieser vergänglichen Welt geprägt worden. Unsere Verhaltensweisen haben wir von klein auf gelernt. Und es sind Verhaltensweisen, die nicht zu Gottes Welt passen.

Darum leben wir als Christen in zwei Welten. Unsere alte Art hängt uns noch immer an, und wir stoßen immer wieder auf Weisenszüge oder Verhaltensweisen, die nichts mit Gottes neuer Welt

zu tun haben. Nur wenn wir diese beiden Aspekte, diese beiden Welten, berücksichtigen, sehen wir ein wirklichkeitsgetreues Bild des christlichen Lebens.

Unter diesem Aspekt lassen sich auch die schwierigen Aussagen in unserem Abschnitt einordnen. Zunächst überrascht es zum Beispiel, dass Paulus Gottes Forderungen in seinem Gesetz geistlich nennt, sich selbst aber als fleischlich bezeichnet (Römer 7,14). Damit meint er, dass auch wir als Christen der sündigen Natur unterworfen sind.

Dabei hat er doch vorher immer wieder erklärt, dass das Gesetz nichts bewirken kann, und an anderen Stellen redet er davon, dass wir Christen **geistlich** sind. Wieso dreht Paulus hier scheinbar alles um?

Nun, Paulus möchte uns zeigen: Das Gesetz Gottes hat seinen Ursprung nicht in dieser kaputten, sündigen Welt, sondern es stammt aus der Welt Gottes. Das Gesetz ist ja Ausdruck von Gottes heiligem Willen. Es vermittelt uns sozusagen einen Einblick in Gottes Wesen und Charakter. Aber wir können uns noch so anstrengen und abmühen – wir werden die Gebote Gottes nie so halten, dass wir dadurch gerettet werden könnten.

Andererseits bezeichnet Paulus den Christen hier als fleischlich. Damit meint er, dass wir mit unserer ganzen menschlichen Existenz noch immer in dieser Welt leben. Ja, es ist richtig, wir haben schon Anteil an Gottes neuer Welt. Und natürlich hat das auch Auswirkungen auf unser persönliches Leben im Alltag. Aber trotzdem sind wir immer noch ein Teil dieser sündigen Welt. Wir können von uns aus nicht verwirklichen, was Gott möchte. Und daran leiden wir.

Paulus richtet selten den Blick auf unsere Unfähigkeit und das Leben in dieser Welt. Er hat normalerweise eine andere Perspektive. Meistens erinnert er uns daran, dass wir zu Gottes neuer Welt gehören, dass wir Hoffnung haben und dass Gott an uns arbeitet. Aber an dieser Stelle will Paulus uns deutlich machen, dass die Gebote und Forderungen Gottes keine Kraft haben, uns zu einem besseren und heiligeren Leben zu führen. In diesem Sinne ist auch der Christ „an die Sünde verkauft“.

3. Auswirkungen

Was bedeutet das nun für uns? Es kann ja nicht darum gehen, mutlos aufzugeben. Paulus möchte auch nicht, dass wir an unserer Schuld und an unserem Versagen zerbrechen. Deshalb sagt Paulus etwas sehr Mutmachendes. Er rückt nämlich Jesus wieder neu ins Blickfeld. Deshalb sagt er in Vers 25a: „*Ich danke Gott durch Jesus Christus, unsern Herrn.*“

Paulus zeigt hier und später noch viel ausführli-

cher im 8. Kapitel des Römerbriefs, dass mit Jesus alles anders geworden ist: „*Es gibt keine Verdammnis, keine Verurteilung mehr für die, die in Jesus Christus sind*“, sagt er.

Menschen, die zu Jesus gehören, sind „in Christus“. Wir können Gott gefallen. Nicht weil wir so heilig leben, sondern weil Jesus heilig ist. Er gefällt Gott, und wenn wir mit ihm verbunden sind, können auch wir Gott gefallen.

Man erzählt sich von Martin Luther, dass er eines Nachts in einem Traum vom Satan angegriffen wurde. Der Teufel zeigte ihm eine lange Schriftrolle, auf der die Sünden von Martin Luther aufgelistet waren, und hielt sie ihm vor. Schließlich fragte Luther: „Ist das alles?“ – „Nein“, antwortete der Teufel und holte eine zweite Rolle hervor. Als Luther diese gelesen hatte, kam noch eine dritte Liste zum Vorschein. „Ist das alles?“, fragte Luther. Der Teufel nickte. „Du hast noch etwas vergessen!“, rief Luther triumphierend. „Schreibe auf die Liste: „*Das Blut Jesu Christi reinigt uns von allen Sünden!*“

Das ist es, was uns Trost geben kann, wenn wir mit unserer Schuld zu kämpfen haben. Spüren Sie, wie befreiend es ist, sich diese Tatsache noch einmal bewusst zu machen? Vielleicht haben Sie das in der letzten Zeit aus den Augen verloren, dass Sie sich nicht mit dem Gesetz Gottes abzurackern brauchen. Malen Sie sich doch wieder neu Jesus vor Augen. Jesus, den Gekreuzigten. Wenn Sie für sich persönlich angenommen haben, dass er für Ihre Schuld am Kreuz gestorben ist, sind Sie mit ihm verbunden. Dann kann das Versagen Sie nicht mehr von Gott trennen. Gottes Anspruch ist Genüge getan. Befreiend, nicht wahr?

Noch einmal: Was hat sich geändert? Wir wissen, dass wir im-

mer wieder versagen werden. Aber wir sind Menschen, die keine Freude daran haben. Menschen, denen es Leid tut. Menschen, die sich danach sehnen, Gottes Weisungen zu beachten.

Ein junges Mädchen hat es einmal auf den Punkt gebracht: Als sie zum Glauben kam, wollte sie sich einer Gemeinde anschließen. Im Gespräch mit den Ältesten fragte man sie: „Sag mal, warst du eine Sünderin, bevor du Jesus in dein Leben aufgenommen hast?“ „Oh ja“, antwortete das Mädchen. „Nun, bist du immer noch eine Sünderin?“, fragte einer der Ältesten.

„Um ehrlich zu sein, ich habe den Eindruck, dass ich eine noch größere Sünderin bin als vorher“, gab das Mädchen zurück.

Erstaunt fragten die Ältesten nach: „Was hat sich denn dann in deinem Leben verändert?“

„Tja“ meinte das Mädchen, „ich weiß nicht genau, wie ich es erklären soll. Aber früher, war ich eine Sünderin, die der Sünde hinterherlief. Aber seit ich gerettet bin, bin ich eine Sünderin, die der Sünde davonläuft.“

Ich wünsche mir, dass wir alle uns immer wieder vor Augen halten:

- Ich bin nicht, was ich sein könnte – denn ich habe mein Potential, das Gott mir gegeben hat, noch nicht ausgeschöpft.
- Ich bin nicht, was ich sein sollte – denn ich erfülle nicht die Maßstäbe Gottes.
- Ich bin nicht, was ich sein möchte – denn ich bin noch weit davon entfernt, so zu sein, wie ich es mir wünsche.
- Ich bin nicht, was ich zu sein erhoffe – denn das werde ich erst sein, wenn ich bei Gott bin.

Aber ich danke Gott, dass ich nicht mehr bin, was ich einmal war, und mit dem Apostel Paulus kann ich sagen: „Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin“ – ein Mensch, den Gott angenommen hat.

Rainer Kuszmierz



● Ich bin nicht, was ich sein könnte – denn ich habe mein Potential, das Gott mir gegeben hat, noch nicht ausgeschöpft.

● Ich bin nicht, was ich sein sollte – denn ich erfülle nicht die Maßstäbe Gottes.

● Ich bin nicht, was ich sein möchte – denn ich bin noch weit davon entfernt, so zu sein, wie ich es mir wünsche.

● Ich bin nicht, was ich zu sein erhoffe – denn das werde ich erst sein, wenn ich bei Gott bin.

● Aber ich danke Gott, dass ich nicht mehr bin, was ich einmal war,



Die Grundlage der Identität

Kürzlich las ich Folgendes: Eine Mutter beobachtet ihre dreijährige Tochter beim Spielen. Sie wundert sich über ihr drolliges, selbstbewusstes und mimisch-gestisch stark ausgeprägtes Verhalten. „Karen, wer bist du eigentlich?“ Die Kleine antwortete: „Ich bin ich“.

Beneidenswert, diese Kleine. Ob sie das wohl in zehn oder zwanzig oder dreißig Jahren auch noch sagen kann? Auch dann noch, wenn sie längst gemerkt hat, dass es eine Menge Leute gibt, die besser aussehen, bessere Leistungen bringen, bessere Fähigkeiten besitzen, bessere Lebensqualitäten vorweisen können, mehr Freunde oder ein dickeres Bankkonto ihr Eigen nennen.

Wir sollten eigentlich auch zu uns selbst stehen. Doch leider fühlen wir oft unsicher, benachteiligt, minderwertig. Ständig schwirrt jemand in unserem Kopf herum, mit dem wir uns vergleichen. Wir leiden unter einem verzerrten Selbstbild.

Unsere Kindheit und Erziehung werden maßgebend das Ergebnis unserer Identitätsfindung beeinflussen. Habe ich Ablehnung im Elternhaus erlebt, wurde ich angenommen mit meinen Stärken, aber auch mit meinen Schwächen? Allerdings macht man sich als Kind darüber keine großen Gedanken. Erste Auseinandersetzungen traten bei mir während der Pubertät auf. Einige unvorteilhafte Stigmen und der bestimmt nicht böse gemeinte Satz meiner Mutter: „Du bist unser einziges Kind, das sich nicht entschuldigen kann“, lösten bei mir Zweifel aus, ob ich wirklich das echte Kind meiner Eltern war oder vielleicht doch nur ein Pflegekind? Ja, ich war so ganz anderes als meine Geschwister, für meine El-

tern oft eine „Zumutung“. Und wer könnte so ein unmögliches Kind wie mich eigentlich lieben?

Wer oder was bestimmt meinen Wert?

Was macht meinen Wert aus? Wer bestimmt ihn? Wer manipuliert mein Denken? Es sind in der Hauptsache Frauen, die in die Vergleichsfalltür tapen.

Die Werbung spielt ganz geschickt mit der Schönheit von Frauen, um über sie die verschiedenen Produkte unter die Leute zu bringen. In Spielfilmen und Fernsehserien mit hohen Einschaltquoten wird die Hauptrolle immer von einer schönen Frau verkörpert. Die Werbung zeigt uns, dass schöne Frauen immer locker sind, selbst wenn sie von heftigsten Kopfschmerzen oder einem grippalen Infekt geplagt werden. Schöne Frauen haben eine reine Haut und keine Falten im Gesicht. In der gesamten Modewerbung, erscheinen schöne Frauen mit wohlgeformten Körpern in erotisch-sexuell stimulierender Pose. Beim Betrachten dieser schönen Frauen wird das Selbstwertgefühl manch einer Frau angekratzt. Die Massenmedien werden zu heimlichen Erziehern, zu heimlichen Manipulatoren und zu gefährlichen Anfragern an die eigene Identität. Ein Arzt berichtete von einer Patientin, die zu ihm sagte: „Herr Doktor, ich kann an keinem Spiegel vorbeigehen, ohne hineinzusehen!“

Was sehen wir eigentlich im Spiegel, was wir nicht schon längst wüssten? Aber sind wir wirklich das, was uns der Badezimmerspiegel zeigt? Ist es das, was mein Menschsein ausmacht? Gibt es noch einen anderen Spiegel, der mir etwas mehr Aufschluss über das Wesen Mensch gibt?

Überaus wertvoll

Kürzlich las ich die Geschichte von einer Puppe namens Pandy. Sie gehörte der kleinen Babsi. Pandys Gesicht und ihre Hände bestanden aus einem gummiartigen Kunststoff und sahen wie echt aus, aber ihr Körper war mit Stofflumpen ausgestopft, damit er sich weich und kuschelig anfühlte, wie ein echtes Baby. Babsi liebte ihre Pandy über alles, vielleicht etwas zu leidenschaftlich, denn irgendwann war sie in keinem attraktiven Zustand mehr, sie sah übel aus. Doch Babsi liebte ihre verschlissene Pandy noch genauso wie zu Anfang. Alle anderen Puppen kamen und gingen, aber Pandy war ein Familienmitglied. Wer Babsi liebte, musste Pandy lieben, die beiden gab es nur im Sammelpack. Einmal machte die Familie eine Urlaubsreise. Auf der Rückreise bemerkte man, dass Pandy im Hotel zurückgeblieben war. Nun war guter Rat teuer. Es ist unglaublich, aber der Vater wendete umgehend und fuhr hunderte von Kilome-



Du bist

tern zurück in ein anderes Land. Im Hotel wurde alles nach Pandy abgesucht und als man fast die Suche aufgab, fand man sie schließlich in der Wäscherei. Eingewickelt in Betttücher, kurz davor, zu Tode gewaschen zu werden.

Lehrt uns diese Geschichte nicht grundlegende Wahrheiten über uns Menschen?

Sehnen wir uns nicht alle nach solch einer Liebe? Möchten wir nicht auch für jemanden von solch großem Wert sein, dass er eine Menge für uns investiert?

Gott liebt Lumpenpuppen

Der Wert einer Sache wird daran gemessen, wie viel man bereit ist, dafür zu bezahlen. Babsis Vater war das Glück seiner Tochter sehr viel wert. Aber was ist das schon im Vergleich zu Gott. Es hat einmal jemand gesagt: „Wir sind Gott seinen Christus wert.“ Gott investierte weitaus mehr als der Vater in der Geschichte. Sind wir nicht alle Lumpenpuppen? Das war nicht immer so, denn wir wurden im Bilde Gottes geschaffen. Doch Eva, unserer ersten Mutter, reichte Gottes Prädikat „Sehr gut“ nicht aus. Es reichte ihr auch nicht aus, dass Adam, als er aus seiner „Narkose“



geliebt!

erwachte, voll Begeisterung ihre Schönheit bewunderte. Sie wäre heute sicher Miss Universum geworden, so schön war sie. Doch Satan wusste, wo er Eva packen konnte und sie ging ihm tatsächlich auf den Leim, und mit ihr ebenso ihr Mann Adam. Wenn es jemand gab, der sie überragte, dann wollte sie so sein wie er, selbst wenn das Gott wäre. So kam durch Adam und Eva die Sünde in die Welt und seitdem lebt jeder Mensch am Abgrund der Schädlichkeit. Gott sagt, dass unsere Gerechtigkeit nicht mehr ist als ein unflätiges Kleid. Doch es ist Fakt, dass die Verschlossenheit nicht unsere wahre Identität ist. Obwohl die Sünde uns nicht liebenswert machte, werden wir trotzdem geliebt. Gott fand sich nicht damit ab, dass wir in diesem schmutzigen Zustand „auf der Strecke“ blieben. Sein Sohn Jesus Christus war bereit, eine große Entfernung zu überwinden, um uns zurück zu holen. Er überwand nicht nur einige hundert Kilometer. Er verliebte eine unbeschreiblich schöne Heimat, um auf einer kalten, egoistischen, heruntergekommenen Erde Menschen zu retten. Und er setzte sogar dafür sein Leben aufs Spiel. Jesus Christus fand und findet

noch heute die Menschen in der Waschküche des Teufels. Dort versucht Satan durch „Gehirnwäsche“ die Menschen zu manipulieren. Sein Ziel ist es, den Menschen Zweifel an der Liebe Gottes ins Herz zu legen. Und sind wir doch einmal ehrlich. Schafft er das nicht selbst noch zu oft bei uns Gotteskindern? „Du musst dich anstrengen, Leistung bringen, vollkommen werden.“ Wie oft werden wir durch solche Stimmen entmutigt. Hören wir doch auf die leise Stimme des Heiligen Geistes, die uns sagt, dass wir durch die Wiedergeburt geliebte Kinder Gottes sind.

Mein Selbstwertgefühl erlebte einen Höhenflug, als mein Mann mir seine Liebe gestand. Immer wieder fragte ich mich: „Warum? Warum ich?“ Ich war keine Frau zum „Vorzeigen“, keine, mit der er „angeben“ konnte. Die Erkenntnis, dass er mich um meiner selbst willen liebte, konnte ich fast nicht glauben. Wie stolz war ich, in Zukunft für immer zu diesem wunderbaren Mann zu gehören.

Doch ist die Liebe Gottes nicht überaus größer, wertvoller? Ist sie überhaupt mit Worten zu beschreiben und kann sie ein menschliches Herz jemals voll erfassen? Lassen wir doch mal das Wort aus Römer 5,8 auf uns wirken: „Gott aber erweist seine Liebe gegen uns darin, dass Christus, da wir noch Sünder waren, für uns gestorben ist.“ Oder den Vers aus 1. Johannes 3,1: „Sehet, welche Liebe uns der Vater gegeben hat, dass wir Kinder Gottes heißen sollen.“ Gott sagt einmal über sein Volk Israel, dass er es nicht liebt, weil sie so gut und groß und mächtig waren. Nein, Gott handelt genau entgegengesetzt. Gott steht auf Seiten der Schwachen. Das, was in dieser Welt keine Bedeutung hat, steht auf seiner Wunschliste. Unvorstellbar. Diese Erkenntnis haut mich um. Als ich überhaupt noch nicht an Gott dachte, ja, vor Grundlegung der Welt, bevor es überhaupt Menschen gab, hat Gott mich auserwählt. Er hat mich auserwählt unter Milliarden von Menschen, obwohl er wusste, dass ich so bin, wie ich bin und ihm eigentlich zunächst den Rücken zukehrte. Er hat mich auserwählt in dem Wissen, dass ich ihn immer und immer wieder enttäuschen würde. Er entschied sich für mich, obwohl er absolut nichts entdecken konnte, was ihm hätte gefallen können. In meinem nichtchristlichen Bekanntenkreis begegne mir Personen, die Gott mit mehr Energie und mehr positiven charakterlichen Eigenschaften viel nützlicher dienen könnten. Auch da frage ich mich immer wieder: „Warum Herr? Warum hast du gerade mich gewollt?“ Es gibt da für mich keine einleuchtende Erklärung, nur den einen Grund: Gott hat es so gewollt. Er liebt mich nicht meiner Leistung wegen, auch nicht wegen meines Aussehens oder meines guten Rufes. Er

liebt mich um meiner selbst willen. Diese Liebe kann ich nicht verstehen, sie ist größer als mein Herz. Diese Liebe verändert sich nicht, Tag für Tag, Stunde um Stunde überschüttet mich die göttliche Liebe - unverdient.

Die Konsequenz aus dieser Liebe

Wie heißt es doch so schön im Volksmund? Adel verpflichtet! Warum vergessen wir so oft, wer wir sind? Warum laufen wir wie Bettler herum, wo wir doch KönigsKinder sind? Gott hat uns so hoch geadelt, doch wir sitzen oft am Straßenrand und machen uns abhängig von den „Almosen“ unserer Mitmenschen. Ich wünsche uns die Liebe jener Sklavin, die von einem reichen Herrn losgekauft wurde. „Du bist nun frei, du kannst gehen, wohin du willst“, sagte er zu ihr. Aus Dankbarkeit beschloss sie, ihm ihr Leben lang freiwillig zu dienen. Jeder, der dieses Haus betrat, wurde durch das fröhliche Gesicht beeindruckt. Fragte man sie nach dem Grund, so war stets die Antwort: „Er kaufte mich frei.“ Jesus Christus befreite uns aus einer weit größeren Sklaverei. Er entriss uns dem elendsten Sklavenhändler Satan. Das wollen wir nicht für uns behalten. Um uns herum hungern „Lumpenpuppen“ nach echter Liebe. Informieren wir sie darüber, wo sie zu finden ist?!

Magdalene Ziegeler



Erziehung zu einem gesunden



Jürgen und Michaela Müller sind eigentlich sehr glücklich mit ihren drei Kindern. Obwohl sie sehr auf gleiche Zuwendung und gerechte Erziehung achten, entwickeln sich ihre Kinder sehr unterschiedlich. Das eine Kind ist eher ängstlich und bewegt sich am liebsten im Kreis der Familie, hält die Familienregeln gern ein, meidet aber jeden Kontakt außerhalb der Familie. Die Tochter dagegen ist aufgeschlossen, genießt es im Rampenlicht zu stehen, setzt, wo immer es möglich ist, ihren Charme ein. Doch die Grenzen interessieren sie überhaupt nicht, ihr Wille auszubrechen ist voll ausgeprägt. Das dritte Kind ruht in sich selbst, liebt das Alleinsein, meidet die verbale Auseinandersetzung mit seinen Geschwistern, keiner weiß, was es so denkt und fühlt. Immer wieder begegnet Michaela und Jürgen Müller die Frage: Hat dein Kind ein starkes Selbstbewusstsein bzw. einen gesunden Selbstwert? Diese Frage ist schon ein Thema bei der Anmeldung zum Kindergarten, wird fast in jedem Erziehungsbuch behandelt, und selbst in der Welt der Erwachsenen hat scheinbar nur der Erfolg, der diesen Selbstwert hat.

Selbstwert bei Kindern

Wie definiert unsere Gesellschaft den Selbstwert des Menschen?

Durch das Verlassen der biblischen Werte erliegt unsere Gesellschaft einem knallharten Trend. Satan täuscht dem Menschen durch Lügen Werte vor, die sich alle in Seifenblasen auflösen.

Schönheit - nur wer in die Schablone „schlank, sportlich, groß, hübsch“ passt, ist jemand. Welche Summen an Geld für Kosmetik und Klamotten werden den Menschen aus der Tasche gezogen, um im Schönheitsfimmel dieser Zeit mitzuhalten.

Leistung - dem Druck, immer ganz oben, der Erste, der Stärkste, die Beste und der Sieger sein zu müssen, ist kaum standzuhalten. Die Plätze ganz oben sind sehr eng und nur von kurzer Dauer. Wer heute noch ein Star ist, wird über Nacht zum Looser.

Liebe - was tun wir nicht alles, um beliebt zu sein. Jeder will dich sehen, mit dir reden! Wo du auftauchst, drehen sich alle Köpfe zu dir, du bist der ewig Coole. Was unternimmt der moderne Mensch nicht alles, um seine Grundbedürfnisse nach Selbstwert, Zugehörigkeit und Kompetenz zu befriedigen. Jeder kennt nur sich! Wer fragt schon nach dem Wert des anderen? In diese grausame Diktatur, die uns in den Medien fast stündlich die Werte dieser Gesellschaft diktiert, wachsen unsere Kinder hinein. Und wir Eltern sind auch als Christen stark von diesen ungeschriebenen Gesetzen beeinflusst.

Was sagt die Bibel zum Thema Selbstwert?

Vor dem Sündenfall lebte der Mensch als Geschöpf Gottes in vollkommener Gemeinschaft mit seinem Schöpfer. Er hatte seinen Wert in seinem Schöpfer, in Gott. Adam und Eva kannten nicht die Frage: Was bin ich wert? Ihre Grundbedürfnisse nach Zugehörigkeit und Kompetenz waren hundertprozentig in Gott gestillt. Sie kannten ihre Bedeutung und wussten um ihre Sicherheit. Der Selbstwert des Menschen ruhte in Gott. Durch den Sündenfall verlor der Mensch diese Basis. Da taucht diese Frage, die bis heute die Menschheit verfolgt, zum ersten Mal auf: Was bin ich wert?

Wir haben unsere Verbindung zu unserem Schöpfer verspielt und leben alle mit diesem großen Defizit. In Römer 3,23 heißt es: „Denn alle haben gesündigt und erreichen nicht die Herrlichkeit Gottes.“ In Jesus Christus zeigt uns die Bibel den Ausweg aus dem Dilemma. Wenn wir an Jesus Christus gläubig werden, erfahren wir als sündige Menschen Vergebung und Aufnahme in die göttliche Gemeinschaft. In der Beziehung zu Gott finden wir unsere Identität, unseren Selbstwert



wieder. Jesaja schreibt in Kapitel 43 Vers 4: „Weil du teuer bist in meinen Augen und wertvoll bist und ich dich lieb habe.“

Wovon hängt mein Selbstwert ab?

Mein Selbstwert wird von drei Bereichen bestimmt.

Objektive Faktoren: Genetische Ausstattung, tatsächlich vorhandene Fähigkeiten, Anpassungsfähigkeit, Charaktermerkmale ...

Soziale Faktoren: Kindheit, Erziehung, Wertschätzung, Anerkennung, Bestätigung, Respektierung, Zuwendung, Beliebtheit und von der Umwelt vermittelte Faktoren.

Subjektive Faktoren: Meine eigene Bewertung der objektiven und sozialen Fähigkeiten. Daraus entwickelt sich mein Selbstwert, Selbstvertrauen, Selbstsicherheit, Selbstannahme und meine Zugehörigkeit.

Als Eltern ist es wichtig, sich die Frage nach dem eigenen Selbstwert zu stellen. Wir prägen unsere Kinder automatisch durch unsere Lebensgestaltung. Woraus beziehe ich meine Anerkennung? Aus meinem Beruf, aus der Herkunft meiner Familie, aus meinen vielen Diensten in der Gemeinde, durch die Anzahl meiner Kinder, aus meinem Outfit, aus meinem Haus, aus meinem Gehalt oder aus den Beziehungen, die ich pflege? Wie heißt mein Lebensfundament? Ist es die große Liebe unseres Gottes und die unverdiente Gnade, die mich errettet hat? Was ist, wenn die Säulen meines Lebens mir durch Krankheit, Arbeitslosigkeit, Tod oder Alter genommen werden?

Ich weiß jederzeit, was Gott sagt: „Du bist wertvoll in meinen Augen

und ich habe dich lieb.“ Diese Zusage Gottes will in meinem Alltag die Werte bestimmen. Wenn ich aus der Beziehung zu Jesus meinen Selbstwert finde, werde ich freier und unabhängiger, was die Meinung anderer über mich betrifft. Was sie über mich denken, wie sie mich beurteilen und einordnen. Ich begreife mich als einmaligen, von Gott geliebten Menschen. Mit der Hinwendung zu Jesus beginnt ein Prozess der inneren Heilung. Schritt für Schritt kann ich im Vertrauen zu meinem Gott lernen, mit meinen Stärken und Schwächen zu leben.

Welche konkreten Hilfen gibt es in der Erziehung?

Jedes Kind ist ein Original von Gott und wir sollen als Väter und Mütter unsere Kinder **von Herzen lieben**, so wie Gott es tut. Diese Liebe sucht Wege, um dem Kind seinen Wert zu zeigen. Doch das Wissen um die Sündhaftigkeit bewahrt uns vor der Vermittlung eines übertriebenen Selbstwertes. Das Ziel der Erziehung bei aller Wertschätzung ist, dass das Kind seinen Wert aus der Beziehung zu seinem Schöpfer erkennt. Alle Fähigkeiten und Gaben, die das Kind entwickelt, sind Geschenke von Gott, denn keiner hat bei der Geburt seine Talente mit Geld bezahlt.

Zeit: Wir verbringen Zeit mit unseren Kindern. Nach neun Monaten der Schwangerschaft wird das Kind nach der Geburt bestaunt. Wir freuen uns über die ersten Zähne, die ersten Schritte und die ersten Worte. Wir investieren in jeden Schritt der Entwicklung eine Menge Zeit. Es gibt die Zeit zum Anleiten, zum gemeinsamen Spielen, zum Bauen und zum Lernen. Zeit ist Liebe, die wir unseren Kindern schenken.

Beziehung: Als Eltern pflegen wir die Beziehung zu dem Kind. Genau wie wir aus der Beziehung zu unserem Vater im Himmel unseren Wert erkennen, beziehen Kinder ihren Selbstwert aus ihren Beziehungen. Unausgesprochen weiß ein Kind: Hier bin ich wichtig und geliebt und hier bin ich angenommen.

Kreativität: Unser Gott zeigt uns seine Kreativität in der Schöpfung. Und wir dürfen unsere Kinder zu kreativen Menschen anleiten. Darum bieten wir ihnen einen Freiraum zur Entfaltung ihrer Gaben.

Grenzen: Jedes Kind braucht seinen Rahmen! Das vermittelt Sicherheit und Wert. In unserer Gesellschaft sind viele Kinder gekennzeichnet von einer Erziehung, die nur verwöhnt und zur Verwahrlosung führt und wo sinnvolle Grenzen fehlen.

Selbständigkeit: Das Ziel unserer Erziehung ist, unsere Kinder zu selbständigen und lebensfähigen Menschen anzuleiten. Vom Kleinkindalter bis zum Teenager kostet diese Anleitung zur Selbständigkeit oft viel Energie und Ausdauer. Doch welchen enormen Selbstwert erfährt das Kind gerade durch sein selbständiges Handeln.

Gespräch: Im Zeitalter der elektronischen Kommunikation wird das Gespräch in der Familie immer wichtiger. Wenn wir nicht lernen, mit unserem Kleinkind zu kommunizieren, werden wir es mit einem Teenager nicht automatisch können. Gerade die gemeinsamen Mahlzeiten sind eine große Chance über aktuelle Themen und Glaubensinhalte zu reden und dem Alter entsprechende Erklärungen auszutauschen. Auch die abendlichen Rituale des „Ins-Bett-Bringen“ sind Gelegenheit, gemeinsam zu reden und dann auch miteinander zu beten. Ich darf meinem Kind immer wieder sagen: „Ich hab dich lieb.“ Welchen unbezahlbaren Wert legen wir dadurch in unser Kind.

Denken: Christen sind denkende Menschen, deshalb

fördern wir als Eltern das Mitdenken unseres Kindes. Wer denken lernt, kann manche Verhaltensmuster durchschauen und lernt aus seinem eigenen Handeln logische Konsequenzen zu ziehen. Ein denkender Mensch lernt, seinen Glauben an Jesus Christus zu begründen. Gerade mit einem Teenager kann man über den Werteverfall unserer Gesellschaft nachdenken.

Kindererziehung war zu allen Zeiten eine große Herausforderung. In 5. Mose 6,4-7 steht die Aufforderung, wie wir selbst als Eltern unser Christsein leben sollen, und wie wir unsern Kindern den Glauben im Alltag vermitteln:

„Der HERR ist unser Gott, der HERR allein! Und du sollst den HERRN, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft. Und diese Worte die ich dir heute gebiete, sollen in deinem Herzen sein. Und du sollst sie deinen Kindern einschärfen, und du sollst davon reden, wenn du in deinem Hause sitzt und wenn du auf dem Weg gehst, wenn du dich hinlegst und wenn du aufstehst.“

Doch ich bin besonders wertvoll ...

Weil mich mein Vater liebt.
Ja, ich bin besonders wertvoll,
weil er mir Christus gibt.
Ich muss nicht an mir verzweifeln,
er gibt meinem Leben Wert.
Und wenn andere an mir zweifeln
bleib ich trotzdem unversehr.
Jürgen Werth

Helga Polowczyk



Sein Leben

Einer der Großen?

Stadtplan von Philippi. Zeichnung: Konni Alberts



Wer waren die großen Gottesleute im Neuen Testament, die sich ganz für den Herrn eingesetzt haben? Da braucht man nicht lange zu überlegen. Josef – Maria – die zwölf Apostel – Stephanus – Paulus – Jakobus – Timotheus – Titus, alles Leute, die bereit waren, Gott ihr Leben zu geben und die Gott in besonderer Weise gebraucht hat.

In diesem Beitrag soll es jedoch um keinen von ihnen gehen, sondern um einen Mann mit Namen Epaphroditus. Ach ja, der wird im Neuen Testament auch irgendwo erwähnt – wo war das noch? Richtig, im Brief an die Philipper, Kapitel 2,25–30.

Nur ein Geldbote?

Und was hat Epaphroditus getan? Er hat einmal von der Gemeinde in Philippi Geld zu Paulus gebracht, dessen Empfang der Apostel bestätigt: „Ich habe aber alles erhalten und habe Überfluss, ich habe die Fülle, da ich von Epaphroditus das von euch Gesandte empfangen habe, einen duftenden Wohlgeruch, ein angenehmes Opfer, Gott wohlgefällig“ (Philipper 4,18).

Übrigens: Paulus streicht das Geld nicht mit einem beiläufig gemurmelten „Danke“ ein, sondern bedankt sich in dieser überschwänglichen Weise für die Gabe, die letztlich Gott zugewendet worden ist.

Auch wir dürfen gewiss sein, dass Gott jeden Euro, der für sein Werk gegeben wird, in rechter Weise wertet.

Paulus stellt diesen Mann ganz groß heraus. Dabei lesen wir über ihn nichts davon, dass er ein überragender Prediger war oder dass er Menschen für den Herrn gewonnen hat. Er war „nur“ ein Geldbote. Wer erwähnt denn heute diejenigen, die einem Reisebruder oder Evangelisten Geld von der Gemeinde übergeben?

Nun ja, im Vergleich zu Epaphroditus bestehen denn doch beträchtliche Unterschiede. Zunächst die Entfernung. Zwischen Philippi

und Rom, wo Paulus festgehalten wurde, liegen 1000 km Luftlinie. Es bestand damals noch keine direkte Flugverbindung zwischen beiden Städten, nicht einmal eine Postkutsche fuhr diese Strecke. Mindestens einen Monat wird Epaphroditus für diesen Weg gebraucht haben.

Doch die Entfernung war nicht die einzige Schwierigkeit. Hitze, Unwetter und die Gefahr, ausgeraubt oder umgebracht zu werden, waren ständige Begleiter. Und wo gab es Unterkünfte für die Nacht? Das alles machte die Reise zu einem echten Abenteuer.

Und in Rom? Wo sollte Epaphroditus den Apostel suchen? Straße und Hausnummer werden ihm kaum bekannt gewesen sein. Zudem war Paulus ein Häftling, wenn auch nicht im Gefängnis, sondern „nur“ unter Hausarrest mit einem Bewacher. Mir jedenfalls hätte solch ein Botendienst manche schlaflose Nacht bereitet.

Und dann das Schlimmste

Paulus schildert dann noch ein besonderes Unglück, von dem Epaphroditus betroffen war – er wurde krank. Und das war nicht nur eben eine Erkältung oder eine Magenverstimmung, sondern es ging um Leben oder Tod. Paulus schreibt nicht, ob Epaphroditus schon krank bei ihm angekommen ist oder erst in Rom krank wurde. Falls er schon unterwegs erkrankte, machte das die Reise noch schwieriger.

wagen

In der Ausgabe Juli/August war der Druckerei bei dem Artikel „Sein Leben wagen“ von Otto Willenbrecht ein Fehler unterlaufen.

Wir bringen deshalb diesen Artikel hier noch einmal vollständig!

Sollte er umkehren? Sollte er weiterreisen? Sollte er warten, bis es besser würde? Epaphroditus ist jedenfalls weitergereist. Doch als Schwerverkrankter unter den damaligen Umständen unterwegs zu sein, war eine für uns kaum vorstellbare Tortur.

Aber in Rom bei Paulus, da musste doch alles gut werden. Denn wie viele Kranke hatte dieser bisher schon geheilt, zuletzt noch auf Malta während seiner Reise nach Rom. Doch bei Epaphroditus schreibt Paulus nichts von einer solchen Wunderheilung, vielmehr von großer Traurigkeit und offensichtlicher Hilflosigkeit, die den Apostel angesichts dieser Not beschwerte. Und das ist eines der Geheimnisse der Wege Gottes mit seinen Kindern, insbesondere mit solchen, die sich ihm ganz weihen: Er bewahrt sie nicht vor Leid und Not, sondern würdigt sie im Gegenteil, ein besonderes Maß an Leiden zu tragen. So erging es vor allen anderen unserem Herrn Jesus Christus, so erfuhren es die Apostel und so erleben es Diener Gottes bis heute.

Überragende Zeugnisnoten

Seinen Brief an die Philipper, den Epaphroditus wohl selbst überbracht hat, verbindet Paulus mit einem Zeugnis über diesen Boten. Die Noten, die er dabei erteilt, kann längst nicht jeder der „Großen“ im Werk Gottes vorweisen. Er bezeichnet ihn als seinen Bruder, Mitarbeiter, Mitstreiter und Diener und als Abgesandten der Philipper. Er erfreute sich der Gemeinschaft mit ihm und würdigte den selbstlosen Einsatz im Werk Gottes.

Wie muss den Apostel solche Hingabe bewegt und erfreut haben! Das zeigt sich auch an dem Mitleiden, das der Apostel bei der

Erkrankung dieses Bruders zum Ausdruck bringt. Paulus wertet dessen Einsatz ungemein hoch: „Denn um des Werkes Christi willen ist er dem Tod nahe gekommen und hat sein Leben gewagt“ (Philipper 2,30). Folglich muss die Erkrankung ihre Ursache in der Reise oder dem Romaufenthalt gehabt haben, und das streicht Paulus als besonderen Verdienst des Epaphroditus heraus.

Er belässt es aber nicht nur bei seinem Lob, sondern empfiehlt diesen Diener den Philippern ganz besonders: „So nehmt ihn nun auf in dem Herrn mit aller Freude und haltet solche Menschen in Ehren“ (Philipper 2,29).

In der Bibel finden wir es häufig, wie Menschen öffentlich gelobt und besonders herausgestellt werden. Genauso werden andere aber auch öffentlich getadelt. Beides ist bei uns kaum mehr zu finden. Wir scheuen uns, andere zu loben, denn das könnte sie ja hochmütig machen. Und die zu lobenden sind auch so bescheiden, dass sie jede Ehrung von sich weisen, denn alles Lob gebührt ja nur dem Herrn. Doch solche Zurückhaltung im Loben und die Bescheidenheit, sich loben zu lassen wirken gekünstelt, entsprechen jedenfalls nicht der biblischen Praxis.

Und jemanden öffentlich tadeln? Das würde vermutlich Ärger geben! Im Gegensatz zum Lob bringen wir Tadel zwar durchaus noch an, aber nur verstoßen Dritten gegenüber. Eine Rückkehr zur biblischen Wahrhaftigkeit würde manchem Dienst für Gott ganz gewiss förderlich sein.

Wie viel wage ich?

Epaphroditus war kein Apostel; wir lesen nichts davon, dass er überhaupt predigte, und er zählte wohl auch nicht zum „Leitungs-



Torbogen im historischen Philippi.

kreis“ der Gemeinde in Philippi. Sein schlichter Botsendienst wird aber von Gott ganz hoch bewertet. Bis heute unverzichtbar im Werk Gottes sind solche Dienste im Hintergrund. Reinigen, Herrichten und Instandhalten der Versammlungsräume, Fahrdienste, Verwaltung der Finanzen und organisatorische Aufgaben im örtlichen und überörtlichen Bereich, Organisation von Veranstaltungen, Besuche bei Kranken, Alten und Alleinstehenden – all diese und manche andere Aufgaben stehen nicht im Rampenlicht des Gemeindelebens. Sie werden aber vor Gott wertvoller sein als eine wenig bewirkende Predigt am Sonntag vor vielen Geschwistern.

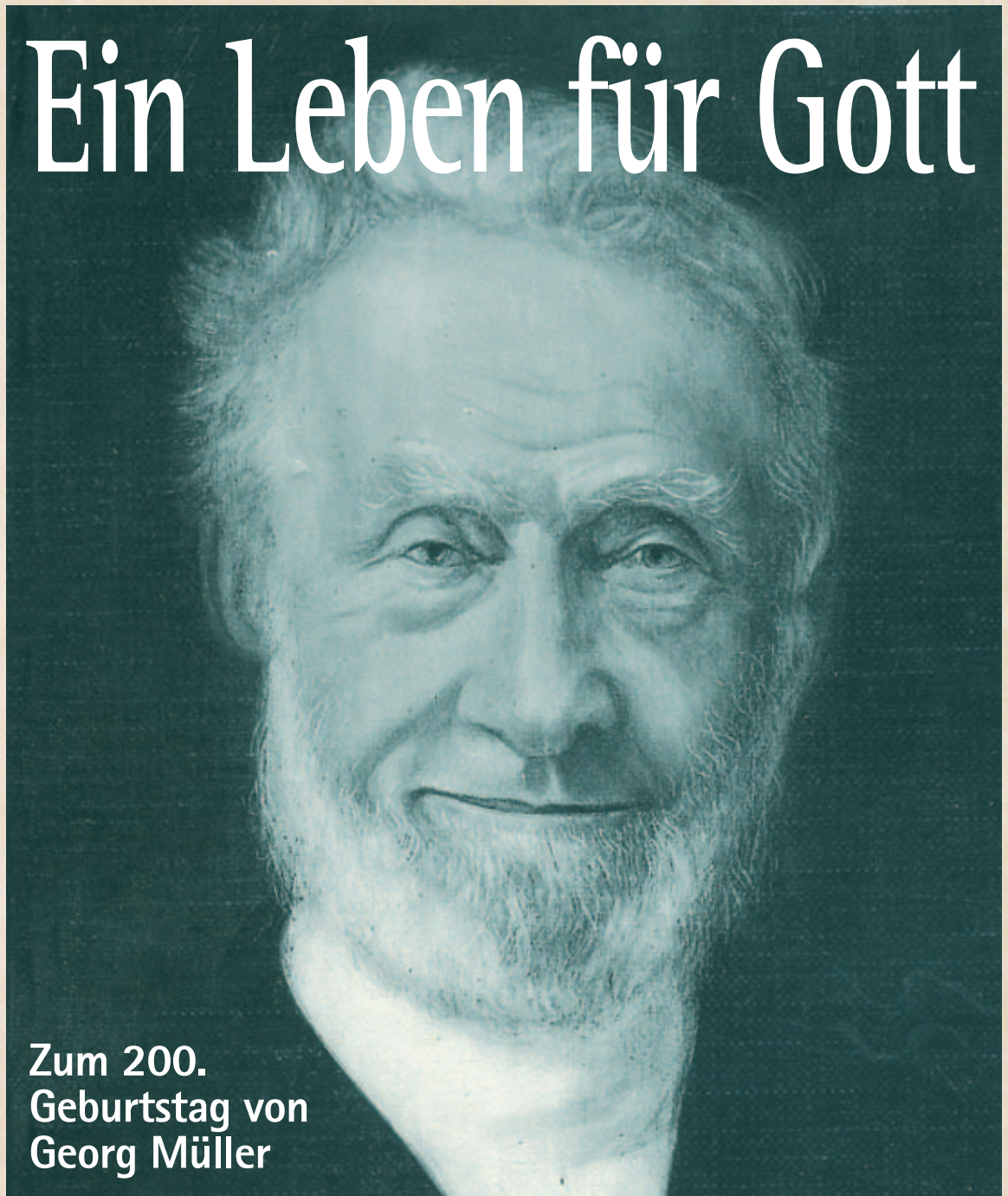
Epaphroditus wagte bei seinem geistlich nicht besonders herausragenden Auftrag sein Leben. Wie wichtig nehmen wir unseren Einsatz für das Werk Gottes? Wie sorgfältig führen wir es aus? Wie viel lassen wir es uns kosten?

Epaphroditus ist ein herzbewegender Hinweis auf unseren Herrn, der sein Leben nicht nur gewagt, sondern es tatsächlich geopfert hat.

Otto Willenbrecht



Ein Leben für Gott



„Waisenvater von Bristol“, „englischer August Hermann Francke“, „Impulsgeber der Glaubensmissionen“ „Vater der Offenen Brüderbewegung“

Wer war Georg Müller?

Zum 200. Geburtstag von Georg Müller

2005 jährt sich zum 200. Mal der Geburtstag eines der bekanntesten Glaubensmänner des 19. Jahrhunderts: Georg Müller. Müller wird bis heute mit verschiedenen Titel versehen: „Waisenvater von Bristol“, „englischer August Hermann Francke“, „Impulsgeber der Glaubensmissionen“ oder „Vater der Offenen Brüderbewegung“. Kaum jemand hat in der damaligen Zeit die Kreise der Erweckungsbewegung so beeinflusst wie er. Grund genug, seiner Biografie nachzugehen.

1. Müllers Kindheit und Jugend

Müllers Biografie ist so stark mit dem englischen Kontinent und mit der Hafenstadt Bristol verbunden, dass viele meinen, Müller wäre Engländer gewesen. Aber er war Deutscher, genauer ein Preuße, und das durch und durch.

In die schwierigen Jahre der napoleonischen Kriege hinein

wird **Johann Georg Ferdinand Müller**, so sein vollständiger Name, am 27. September 1805 als zweites Kind der Eltern Johann Georg Ferdinand und Sophie Eleonore Müller in Kroppenstedt geboren. Die Stadt liegt zwischen Halle und Magdeburg und gehörte damals zur preußischen Provinz Sachsen. Müllers Vater war Trompeter einer Reiterstaffel, gab diesen Beruf jedoch bald auf und

wurde Steuereinnahmer, was angesichts der späteren Niederlagen Preußens gegen Napoleons Truppen wohl eine weise Entscheidung gewesen ist. Durch den Beruf des Steuereinnahmers scheint Müllers Vater finanziell recht wohlhabend gewesen zu sein. Geld war offensichtlich genug vorhanden, was dem Sohn später eher zum Verhängnis wurde. Immerhin kam Müller dadurch in

den Genuss einer langen und kostspieligen Ausbildung, die der Vater jahrelang finanzierte. Die Taufe Müllers fand neun Tage nach der Geburt am 6. Oktober in der Kroppenstedter Martinikirche statt. 1810, fünf Jahre nach der Geburt Georg Müllers, zog die Familie ins benachbarte Heimersleben (heutiges Hadmersleben), wo die Familie auch ein eigenes Haus bezog und wo Müller eingeschult wurde. Weitere sechs Jahre später, Ostern 1816, trat Müller mit elf Jahren ins Domgymnasium in Halberstadt ein.

Über die frühen Jahre Müllers sind wir ausschließlich aus seiner umfangreichen Autobiografie informiert. Sie lässt die Jugendjahre in schlechtem Licht erscheinen. Die großzügigen Geldgaben seines Vaters verführten Müller zur Verschwendung. Folgerichtig war er oft mittellos und betrog seine Kameraden. Als 1820 überraschend seine Mutter starb, soll Müller derweilen betrunken durch Halberstadt gewankt sein. Auch seine Einsegnung beim ersten Abendmahl Ostern 1820 im Dom zu Halberstadt brachte keine Lebenswende. Im Gegenteil: Müller war für seine Frauengeschichten bekannt, betrog seinen Vater und verprasste dessen Geld.

1821 wurde sein Vater nach Schönebeck bei Magdeburg versetzt. Georg verließ damals das Domgymnasium und zog zurück ins väterliche Haus in Heimersleben, um dort Umbaumaßnahmen zu beaufsichtigen. Die fehlende Aufsicht tat ihm nicht gut. Einschneidend wurde eine längere Vergnügungsreise des damals 16-Jährigen nach Magdeburg, Braunschweig und Wolfenbüttel. Da er in einer Pension seine Rechnung nicht bezahlen konnte, landete er für vier Wochen im Gefängnis.

Sein Vater nahm ihn daraufhin



Ganz oben: Geburtshaus Müllers in Kroppenstedt.
links: Domgymnasium Halberstadt.
oben: Gymnasium Nordhausen

mit nach Schönebeck, um ihn besser kontrollieren zu können. Nach den Plänen seines Vaters sollte Müller eigentlich auf das Gymnasium nach Halle gehen, weil dort strenge Regeln herrschten. Der Sohn überredete den Vater jedoch, ihn lieber nach Nordhausen zu schicken. Dort herrschten mehr Freiheiten. Im Oktober 1822 trat er tatsächlich ins Gymnasium in Nordhausen ein und blieb dort für 2 1/2 Jahre, bis Ostern 1825. Immerhin hat sich dort sein Lerneifer gebessert. Er galt als Musterschüler. Auf dem Lehrplan standen die Lektüre der Klassiker, Französisch, Geschichte, Deutsch, Griechisch, Hebräisch und Mathematik. Besonders die Ausbildung in den Sprachen sollte für den späteren Dienst Müllers von Bedeutung sein, denn er sprach neben Deutsch Englisch und Französisch. Zudem kannte er die biblischen Sprachen Griechisch und Hebräisch. Auch in Nordhausen wohnte Müller im Hause des Direktors.

Er soll dort in seiner Privatsammlung immerhin 300 Bücher besessen haben, für einen Schüler eine bedeutende Zahl - damals wie heute. Nach eigenen Angaben stand er morgens um 4.00 Uhr auf und lernte bis 22.00 Uhr. Das Resultat war allerdings eine dreimonatige Krankheitsphase, die ihm schwer zu schaffen machte. Das damalige Arbeitspensum blieb auch später charakteristisch für Müller, der sich körperlich nie schonte.



2. Halle an der Saale: Müllers Lebenswende

Georgs Vater hatte den Sohn frühzeitig für den Pfarrberuf vorgesehen, übrigens weniger aus geistlichen Interessen, als vielmehr aus pekuniären Gründen. Denn der Pfarrerberuf war lukrativ. Nach Ostern 1825, also mit 19 Jahren, nahm Müller deshalb sein Theologiestudium an der Universität Halle auf. Dort gab es fast tausend Studierende, davon zwei Drittel im Fachbereich Theologie. Damit war Halle die Hochburg für Theologie in Deutschland.

Im Herbst 1825, also etwa ein halbes Jahr nach Beginn seines Studiums, schlug für Müller die Stunde der Umkehr. Einer seiner Freunde besuchte damals in Halle einen Kreis von erwecklichen Christen, die sich bei dem Handwerker Johann Veit Wagner trafen, einem aus Süddeutschland stammenden Pietisten. Müller nahm im November 1825 an einem Samstagabend an einer dieser Versammlungen im Hause Wagners teil. Müller war von der schlichten Atmosphäre, der Auslegung der Schrift durch Laien und vor allem von den freien Gebeten der Anwesenden tief beeindruckt. Hier, in diesem kleinen erbaulichen Kreis in Halle, fand Müllers Hinwendung zum persönlichen Glauben statt. Und hier, auf deutschem Boden, erlebte er Prinzipien der Bruderschaft, wie er sie später in England selber praktizieren sollte. Ohne Pfarrer oder Pastoren wurde das Wort Gottes ausgelegt und Bruderschaft praktisch ausgelebt. Es gab keine kirchli-

von links: Johann Veit Wagner, August Tholuck, August Hermann Francke

chen Barrieren und Schranken. Diese Erfahrungen in Halle an der Saale, die Müller über dreieinhalb Jahre machte, wurden zum Fundament der Prinzipien seiner späteren Arbeit in der Bethesda-Gemeinde in Bristol, der Muttergemeinde der Offenen Brüderbewegung. Die Überzeugung vom allgemeinen Priestertum und vom weltweiten Leib Christi jenseits der Konfessionen lernte Müller nicht von Darby, sondern vom Wagnerschen Kreis in Halle an der Saale.

Durch seine Umkehr und Buße 1825 änderte sich das Leben Müllers radikal. Er begann sofort, Missionsblätter zu lesen und zu verteilen. Bald reifte in ihm der Entschluss, Missionar zu werden. 1826 bekam er Kontakt zu Hermann Ball, einem Evangelisten unter Juden in Polen. Ball wollte Müller gerne als seinen Mitarbeiter einstellen. Für Müller wichtiger wurde jedoch der Kontakt zu August Tholuck, einem Theologieprofessor, der 1826 nach Halle kam und mit dem sich Müller auf Anhieb gut verstand. Tholuck war wie Müller ein Mann der Erweckungsbewegung. Tholuck wurde, wie er selber in seinen Tagebüchern schrieb, der „Mentor“ Müllers. Er öffnete Müller den Blick für die weltweite Missionsarbeit. Heute bezeichnet man Tholuck als den größten Theologen der deutschen Erweckungsbewegung. Briefe von Müller an Tholuck, die heute noch im Archiv der Franckeschen Stiftungen liegen, zeugen von der tiefen Verehrung Müllers für seinen Lehrer in Halle. Müllers Liebe zur Mission wurde durch Tholuck in Halle entfacht.

Auch das später bekannte sogenannte Glaubensprinzip Müllers, also das bewusste Vertrauen auf die finanzielle Fürsorge Gottes, wurde von ihm schon in Halle begonnen. Denn sein Vater war mit seinem Wunsch, Missionar zu werden, überhaupt nicht einverstanden. Deshalb verzichtete der Sohn auf weitere finanzielle Unterstützung vom Vater und lebte seit 1827 ganz im Glauben an die Versorgung Gottes, wenn er auch sein Studienleben noch durch Deutschunterricht mit amerikanischen Studenten finanzierte.

Und auch eine vierte Überzeugung Müllers, die bis heute untrennbar mit seinem Namen verbunden ist, wurde schon in Halle angeregt: die Notwendigkeit der Waisenarbeit. Müller wohnte nämlich 1827 für einige Monate in einer so genannten „Freiwohnung“ für arme Studenten im Waisenhaus in Halle. Er war damit im Zentrum der großen sozialmissionarischen Arbeit von August Hermann Francke, der zu dieser Zeit allerdings schon 100 Jahre tot war. Hier konnte er jeden Tag sehen, wie man mit Waisenkindern umging. Somit bekam er einen guten Einblick in diese weltweit bekannte und einflussreiche sozialdiakonische Arbeit, die für Müllers spätere Waisenarbeit in Bristol von großer Bedeutung sein sollte.

Damit sollte deutlich werden: Die Versammlung der Gläubigen außerhalb aller Denominationen, die tiefe Liebe zur Mission, ein Leben in der völligen Abhängigkeit von Gott und das Interesse an der Arbeit mit Waisenkindern – alle diese bekannten Prinzipien

Ein Leben für Gott



Georg Müllers wurden in den wenigen Jahren in Halle geformt, wenn sie auch erst später in England ihre Früchte trugen. Halle an der Saale wurde für Müller das Tor zum neuen Leben, sein Damaskus. Hier legte Gott in Müller die Anlagen an, die später weltweite Auswirkungen haben sollten. Die bisherigen englischsprachigen Biografien über Müller haben diese frühen deutschen Prägungen nicht deutlich genug in den Blick genommen.

Wie kam Müller aber nach England?

3. Müllers Weg nach England

Müllers Wunsch, Missionar zu werden, ebte nicht ab. Im Herbst des Jahres 1827 plante er, mit einer englischen Missionsgesellschaft unter Deutschen in Bukarest zu arbeiten, was sich allerdings zerschlug. Auch Hermann Ball drängte ihn erneut zur Judenmissionsarbeit in Polen. So forcierte Müller seine Hebräischstudien und nahm über Prof. Tholuck Kontakt zur „Londoner Judenmissionsgesellschaft“ auf, um von dort ausgesandt zu werden.

Erst im Juni 1828 bekam er aus London einen positiven Bescheid, allerdings mit der Auflage, noch für sechs Monate am Judenmissionsseminar in London zu studieren. Das war für Müller enttäuschend, lag doch schon eine lange Ausbildungszeit hinter ihm. Erschwerend kam hinzu, dass er sich vor der Ausreise zunächst einmal vom preußischen Militärdienst befreien lassen musste, was kein leichtes Unterfangen war.

von links: Waisenhaus in Halle, die Hallesche Stiftung, Anthony N. Groves

Erst im März 1829 landete er nach manchen Schwierigkeiten endlich in London, wo er seine Studien - typisch für Müller - mit Eifer begann. Er studierte dort Hebräisch und Chaldäisch sowie Jiddisch, um sich mit den Juden in Osteuropa verständigen zu können. Durch seinen Übereifer erkrankte er schon nach zwei Monaten, musste seine Studien abbrechen und reiste zur Erholung ins englische Seebad Teignmouth an der Südküste. Hier erlebte er einen zweiten großen Einschnitt in seinem Leben. Teignmouth wurde sein englisches Halle.

4. Georg Müller: der Vater der Offenen Brüderbewegung

Wenn dort traf er erneut auf eine erweckliche Gruppe, die ihn stark beeinflusste. Ihr wichtigster Kopf war Henry Craik, der einer der engsten Freunde Müllers werden sollte. Der dortige Kreis kann als einer der vielen frühen Versammlungen der Brüderbewegung bezeichnet werden, die zu dieser Zeit in England und Irland aus dem Boden schossen. Betont wurden das allgemeine Priestertum, die Liebe zur Heiligen Schrift und ein Leben in der Heiligung. Müller war ähnlich wie in Halle fasziniert von der Ernsthaftigkeit des Lebenswandels der dort Versammelten. Neu waren für Müller die Lehren von der unmittelbaren Naherwartung der Wiederkunft Jesu Christi und vom sonntäglichen Brotbrechen, Überzeugungen, die Müller bald übernahm und die seinen späteren Dienst prägen sollten.

Müller wurde in Teignmouth

klar, dass seine eigentliche Lebensaufgabe unabhängig von Missionsgesellschaften geschehen sollte. Eine gewisse auch der Brüderbewegung bis heute eigene Institutionsfeindlichkeit machte sich bei Müller bemerkbar. Folgerichtig trennte er sich Anfang 1830 von der Londoner Judenmissionsgesellschaft. Der Kreis um Craik war zudem stärker baptistisch geprägt. Nur so ist es zu verstehen, dass Müller sich im Mai des gleichen Jahres taufen ließ.

Müller blieb in Teignmouth. Seine Verkündigungsdienste führten ihn aber auch in andere Orte, so ins benachbarte Exeter, wo er Mary Groves kennen lernte, die bald seine Frau werden sollte. Mary Groves war die Schwester von Antony Norris Groves, der damals ohne Missionsgesellschaft als Freimissionar in Bagdad arbeitete, nachdem er eine lukrative Arbeit als Zahnarzt aufgegeben hatte. Angesteckt vom Glaubensprinzip Groves entschied sich Müller nun endgültig, auf jede Form von Spendenwerbung zu verzichten und ganz im Vertrauen auf die Versorgung Gottes zu leben. Im November 1830 verkaufte er seine letzte Habe. Damit begann Müllers Leben in Abhängigkeit von Gott.

Ende Mai 1832 rief ihn Henry Craik nach Bristol. Dort hatte Craik mittlerweile eine weitere Gruppe von Gläubigen um sich geschart. Man traf sich in der so genannten Bethesda-Kapelle, die damals leer stand und ein idealer Ort für die neue Versammlung war. Der erste Gottesdienst wurde am 6. Juli 1832 abgehalten, ab



dem 13. August verstand man sich als selbständige Gemeinde. Diese Gemeinde in Bristol sollte für den Rest seines Lebens Müllers geistliche Heimat bleiben. Inhaltlich betonte man die Glaubenstaufe, das zweite Kommen Jesu und „open meetings“, also Zusammenkünfte ohne konfessionelle Beschränkungen für alle wahren Gläubigen. Bekehrung und Wiedergeburt waren die Voraussetzungen für die Mitgliedschaft. Das sonntägliche Abendmahl galt als Zentrum des Gemeindelebens. Zur Gemeinde gehörten zunächst neben Müller und Craik zunächst nur ein Mann und vier Frauen. Ende 1833, nach 18 Monaten, konnte man jedoch schon auf 60 Bekehrungen zurückblicken. Die Bethesda-Kapelle wuchs weiter, so dass auch Tochtergemeinden gegründet wurden. 1870 zählte man allein in der Bethesda-Kapelle 1.000 Mitglieder.

Die Gemeinde in Bristol wirkte weit über Bristol hinaus. Sie hielt sich bald schon an die überall in Großbritannien und Irland entstehenden Versammlungen, die sich jenseits aller bestehenden Kirchen zum Brotbrechen versammelten. Die Gemeinde in Bristol war neben der Gemeinde in Plymouth wohl die größte dieser Gemeinden. In ihren Prinzipien war sie eine klassische Brüdergemeinde, aber ohne den späteren separatistischen Zug. Müller hatte schon in Halle die Bruderschaft aller wahren Gläubigen kennen- und schätzen gelernt. Jede Form von Exklusivismus lehnte er ab. Im Gegenteil: durch Kontakte und Reisen zu einer extrem-exklusiven Täufergemeinde in

Stuttgart war Müller schon zwischen 1843 und 1845 zur Erkenntnis gekommen, dass ein exklusives Abendmahlsverständnis nicht biblisch sei. Und schon 1837 hatte es in der Bethesda-Gemeinde eine Spaltung gegeben, weil einige Gemeindeglieder die Glaubenstaufe zur Voraussetzung für Gemeindegliedschaft und Brotbrechen machten. Diese persönlichen Erfahrungen spielten bei der Trennung Müllers von John Nelson Darby im Jahre 1848 eine große Rolle.

So wurde die Gemeinde Bristol quasi zur „Urgemeinde“ der Offenen Brüderbewegung und Georg Müller zu einem ihrer Väter. Er bewahrte diesen Flügel der Brüderbewegungen vor dem Exklusivismus, wie er sich in der Gruppe um Darby zeigte.

5. Georg Müller: der Missionsmann

Müller wollte seit seiner Bekehrung in Halle um jeden Preis Missionar werden. 1833 bat ihn sein Schwager Anthony Norris Groves, nach Bagdad zu kommen. Müller lehnte jedoch ab, wohl weil er die junge Arbeit in Bristol nicht allein lassen wollte. Trotzdem wirkte Müller zeitlebens auf die Missionswerke ein. Denn um Groves zu unterstützen gründete er ein Jahr später, 1834, einen Missionshilfsverein, der heute noch besteht, die „Scriptural Knowledge Institution for Home and Abroad“ (SKI), eine Art Unterstützerkasse für weltweite Missionsprojekte. Die SKI war keine klassische Missionsgesellschaft. Von einer solchen hatte

von links:
Bethesda-Kapelle
in Bristol,
die Waisenhäuser
1-3 in Bristol

sich Müller ja getrennt. Vielmehr sammelte sie unbürokratisch Gelder für verschiedene Projekte, so z.B. für Schulgründungen für arme Kinder, Sonntagsschulen, Schulen für Erwachsene, für Bibelverbreitung und natürlich für die Unterstützung von Missionaren. Sie arbeitete bewusst unabhängig von allen Kirchen, um nicht in Abhängigkeiten zu geraten. Die SKI war der organisatorische Träger aller Arbeiten Müllers. Die SKI unterstützte bis 1898 500 Missionare in vielen Ländern der Welt. Ferner wurden durch die SKI in dieser Zeit etwa 2 Millionen Bibeln oder Bibelteile verbreitet. Hinzu kamen 113 Millionen Traktate, Flugschriften und Bücher, die meist kostenlos verteilt wurden. Zu Müllers Lebzeiten wurden allein von der Bethesda-Gemeinde in Bristol sage und schreibe 63 Missionare ausgesandt!

Nicht vergessen werden darf auch Müllers Engagement für die Gründung von christlichen Schulen. Müller unterstützte mit Hilfe der SKI weltweit mindestens 117 Schulen, und zwar in England, Schottland, Spanien, Italien und Westindien. Darin sollen bis 1898 120.000 Kinder unterrichtet worden sein. Die meisten dieser Schulen befanden sich in England und arbeiteten unter sozial benachteiligten Gesellschaftsschichten. Insgesamt unterstützte man allein in Spanien bis 1887 14 Schulen mit mehr als 1.000 Schülerinnen und Schülern. In Italien förderte Müller fünf „Tagesschulen“ in der Provinz Piemont, die bis 1915 bestanden. Sieben Schulen befanden sich in

Ein Leben für Gott



British Guyana, dem damaligen „Demerara“.

Außerdem war Müller an der Gründung von Sonntagsschulen und an Abendschulen für Erwachsene beteiligt. 1887 unterstützte man von Bristol aus 29 Sonntagsschulen. Zwischen 1834 und 1865 war man auf diese Weise mit 8.426 Tagesschülern, 3.314 Abendschülern und 3.545 Sonntagsschülern verbunden. Die Unterstützung der Tagesschulen war an drei Bedingungen geknüpft, die jährlich in den Berichten aus Bristol wiedergegeben wurden: 1. mussten die Lehrer gläubig sein, 2. musste in den Schulen der Heilsweg klar aufgezeigt werden und 3. durften die Lehrinhalte nicht gegen das Evangelium gerichtet sein.

Auch auf eine deutsche Missionsgesellschaft hat Müller stark eingewirkt, die Neukirchener Mission. Nicht umsonst hielt er bei der Eröffnung des Missionshauses in Neukirchen 1882 die Festpredigt. Über sein Glaubensprinzip nahm er Einfluss auf fast alle so genannte „Glaubensmissionen“, besonders auf die „China-Inland-Mission“ Hudson Taylors, die er tatkräftig unterstützte und deren Entstehung Hudson Taylor auf die Einflüsse Müllers zurückgeführt hat. Man kann deshalb Müller neben Hudson Taylor und Anthony Norris Groves als einen der Väter der Glaubensmissionen bezeichnen.

Doch nun zu der Arbeit, die Georg Müller weltweit am bekanntesten gemacht hat, die Waisenhausarbeit.

6. Georg Müller: der Waisenvater

Im Jahr 1833 las Müller in Bristol eine Biografie über August Hermann Francke. Er wird sich dabei sicherlich an die Zeit in Halle erinnert haben, die für sein Leben so einschneidend gewesen war. Dabei kam ihm der Gedanke, es Francke nachzutun und selber etwas für die vielen Waisenkinder in Bristol zu unternehmen. Es dauerte aber noch drei Jahre, bis er 1836 in gemieteten Räumen ein kleines Waisenhaus begann. Von da ab kamen immer mehr Anfragen zur Aufnahme von Waisenkindern, so dass selbst weitere hinzugemietete Häuser nicht genügend Raum boten. So war es folgerichtig, dass 1849 das erste eigene Waisenhaus gebaut wurde. Es bot 300 Kindern Platz. Aber auch diese Räume wurden bald zu klein. Das weitere Wachstum der Waisenarbeit liest sich wie eine Erfolgsstory. 1857 wurde das zweite Haus mit einer Kapazität für 400 Kinder eingeweiht. 1862 folgte ein drittes Haus für 450 Kinder. 1868 und 1870 kamen zwei weitere Häuser mit gleicher Kapazität hinzu. So wurden am Ende fast 2.000 Waisenkinder in Bristol betreut, bis 1898 waren es insgesamt 10.000 Kinder, die seit den Anfängen in den Waisenhäusern erzogen worden waren. Meines Wissens waren die Waisenhäuser von Bristol damals die größte sozialdiakonische Einrichtung für Waisenkinder der Welt.

Müller hatte mit der Verwaltung der Häuser sehr viel zu tun. Von Anfang an verzichtete er auf Spendenaufrufe und wollte allein durch das Gebet das Notwendige erbitten. Tausende von Gebetserhörungen und -erfahrungen waren die Folge. Die Waisenhäuser nahmen übrigens nur Vollwaisen auf, bei denen beide Elternteile verstorben waren. Die Einrichtung der Häuser und ihr pädagogisches Konzept können als vorbildlich bezeichnet werden. Neben der schulischen Ausbildung stand auch die sportliche Erziehung auf dem Programm: das Waisenhaus verfügte z.B. über eine eigene Turnhalle und später auch über ein eigenes Schwimmbad. Die Jungen blieben meist bis 14 oder 15 Jahren, die Mädchen einige Jahre länger. Alle verließen mit einer Berufsausbildung das Waisenhaus.

Natürlich wurde auch auf das geistliche Leben der „Zöglinge“ geachtet. Der Gottesdienstbesuch am Sonntag war Pflicht, ebenso die Teilnahme an Andachtszeiten im Waisenhaus. Die Mehrzahl der Waisenkinder fand im Waisenhaus zu Christus.

Die Waisenhausarbeit Müllers in Bristol inspirierte weltweit viele Menschen, Ähnliches zu beginnen, so in den Niederlanden und in Japan. Diese sozialmissionarische Arbeit resultierte aus der tiefen Liebe Müllers zu Kindern. Das Evangelium sollte an die Ärmsten der Armen herangetragen und ihnen eine neue Lebensperspektive gegeben werden. Ohne Übertreibung wird man sagen können, dass die insgesamt 20.000 Waisenkinder, die in den Häusern in Bristol bis Mitte des 20. Jahrhunderts betreut wurden, ein lebendiges Zeugnis für die lebensgestaltende Kraft des Evangeliums waren.

7. Georg Müller: der Glaubensmann

Wie schon angedeutet verzichtete Müller seit 1832 auf Spendenwerbung, nahm kein Geld von Nichtchristen an und lehnte jede Form des Schuldenmachens ab. Dieses so genannte „Glaubensprinzip“ Müllers wurde von vielen christlichen Werken übernommen, so z.B. von Hudson Taylor und seiner „China-Inland-Mission“, von Charles Studd und dem Missionswerk „WEC“ u.a.

Müllers konsequentes Vertrauen in die Fürsorge Gottes trieb ihn ins Gebet. Müller war ein Beter. Stundenlang konnte er die Anliegen seines Werkes und seiner Mitarbeiter vor Gott bringen. Tausende von Wundern der Gnade Gottes wurden deshalb Bristol bezeugt. Oft geschah das Eingreifen Gottes in allerletzter Minute. Umso mehr war die Freude groß,



wenn von erwarteter oder ganz unerwarteter Seite Geld eintraf.

Stauend steht man noch heute vor diesem Leben im Glauben und in völliger Abhängigkeit von Gott. Unwillkürlich stellt man sich die Frage, ob man nicht auch heute christliche Werke so führen sollte. Man erlaube mir an dieser Stelle allerdings einmal einige Sätze der Kritik.

Auch wenn man in Bristol auf Spendenwerbung verzichtete, muss gesagt werden, dass es kaum ein christliches Werk auf der Welt gab, in dem so viel über Geld geredet wurde, wie dort. Müller war ein Meister in der Darstellung der Not und in der Veröffentlichung von Wunderberichten. Er verstand es, die Leser für das Werk in Bristol zu begeistern und sprach offen über Nöte und Engpässe. Dass er am Ende nicht zur Spende aufrief, war eigentlich nicht wesentlich, denn der Leser konnte sich seine eigenen Schlüsse ziehen. Auch die Berichte über Nöte und über phantastische Gebetserhörungen können als indirekter Spendenaufruf gewertet werden.

Man muss zudem bedenken, dass die Spenden minutiös in den Berichten aus Bristol aufgelistet wurden, zwar ohne Namensnennung, aber mit der Summe des Geldes. Das war damals so üblich, auch in Deutschland, denn dadurch war der Spender sicher, dass seine Gabe auch angekommen war. Diese Form der damaligen Spendenquittungen zeigt, dass man sehr wohl über Geld sprach, wenn man auch direkt kein Geld forderte oder so genannte „Bettelbriefe“ verschickte.

Ab 1837 erschien zudem in erster Auflage die Autobiografie Müllers, die hunderttausendfach verbreitet wurde und sicher viele zu einer Spende für Bristol animiert haben soll. Hauptinhalt dieser Lebensgeschichte waren die Gebetserhörungen Gottes für das Waisenhaus in Bristol.

Trotz dieser Einschränkungen bleibt es eine bemerkenswerte und nachahmenswerte Leistung Müllers, dass er zeitlebens ohne festes Gehalt und ohne Absicherung seinen Dienst versah. Sein unerschütterlicher kindlicher Glaube an die Fürsorge Gottes dürfte in der Kirchengeschichte einmalig gewesen sein. Nach eigenen Angaben erhielt Müller für seine Arbeiten Spenden in Höhe von 1,5 Millionen Pfund, eine für die damalige Zeit ungeheure Summe, die heute natürlich einen vielfachen Wert hat.

8. Georg Müller: der Weltreisende

Müller war bis 1875 vollauf mit der Leitung des großen Werkes in Bristol beschäftigt. Dann aber gab er die Verantwortung in andere Hände. Eine neue, globale Dimension seines Dienstes brach an und sollte die nächsten gut 15 Jahre bestimmen: Müller ging auf Reisen. Bis 1891 war er ständig unterwegs, meist viele Monate im Jahr. Er predigte an vielen Orten zu Tausenden, auch vor Königen und Präsidenten. Seine Reisen führten ihn nach Asien und Australien, Nordafrika und Nordamerika. Mehrfach predigte er in diesen Jahren auch in seinem

von links:
Waisenhaus 4,
im Kindergarten,
Babyabteilung.
unten rechts:
Grabstein Georg
Müllers

Heimatland Deutschland, das er seit 1835 insgesamt neunmal besuchte. Ob Russland oder Indien, Neuseeland oder Palästina: Müller war unermüdlich unterwegs, predigte tagsüber oft mehrfach und schonte sich nicht. Überall erzählte er von Wundern Gottes in seinem Leben und lud die Menschen ein, ihr Leben ganz im Vertrauen auf Gott hinzugeben. Tausende sind durch ihn zum Glauben gekommen. Christen wurden im Glauben gefestigt und entschieden sich neu für die Hingabe an ihren Herrn.

Über seine Reisetätigkeit äußerte er sich einmal: „Ich habe den Abend meines Lebens dazu gewidmet, von einer Stadt zur andern und von einem Lande zum andern zu reisen, um in der englischen, deutschen und französischen Sprache das Evangelium zu verkündigen, zum Gebete aufzumuntern, den Glauben der Christen, die erweckt sind, zu stärken, und so viel wie möglich in anderer Hinsicht das wahrhaft christliche Leben fördern zu suchen.“

Der weltreisende Prediger aus Bristol suchte den Kontakt zu den erwecklichen Christen in allen Denominationen. In Allianzkreisen hat er sich besonders wohl gefühlt. Intensive Kontakte pflegte er mit der Heiligungs- und Evangelisationsbewegung seiner Zeit. Man könnte den alten Satz John Wesleys auf ihn anwenden: „Die Welt war sein Kirchspiel.“

Ein Leben für Gott



9. Fazit

In seinem Privatleben musste Müller viel Leid erleben. Seine erste Frau Mary starb 1870. 1871 heiratete Müller erneut, Susannah Grace Sangar. Zwei seiner Kinder starben schon bei der Geburt, ein weiterer Sohn wurde nur ein Jahr alt. Es blieb die einzige Tochter übrig, Mary, die sich mit James Wright verheiratete, dem Nachfolger Müllers in Bristol. Aber auch Mary starb noch zu Lebzeiten Müllers. Mehrmals

schien Gott die Gebete Müllers nicht zu erhören. Es gab schwere Zeiten im Waisenhaus. Längst nicht alle Kinder waren umgänglich. Auch Probleme mit Mitarbeitern und in der Bethesda-Gemeinde blieben nicht aus.

Doch Müller hielt fest an seinem Glauben. Als er hoch betagt 1898 im Alter von 92 Jahren starb, hinterließ er ein solides Werk, das von seinem Schwiegersohn James Wright umsichtig weitergeführt wurde. Bis Ende der 40er Jahre des 20. Jahrhunderts konnte die Waisenarbeit fortgeführt werden, bevor sie angesichts der gesellschaftlichen Entwicklung in England ihr Ende fand. Aber bis heute führt die „Georg-Müller-Foundation“ die Arbeit der „Scriptural Knowledge Institution“ weiter, in dem sie diakonische und evangelistische Projekte weltweit unterstützt und Gemeinden berät.

Und was bleibt als Legat zum 200. Geburtstag Georg Müllers? Er ist ein Vorbild im Glauben und Vertrauen auf die großen Möglichkeiten Gottes. Müller bewahrte sich trotz aller Bildung seinen kindlichen vertrauensvollen Glauben an die großen Möglichkeiten Gottes. Er wusste um die Gefahren des Lebens jenseits der Heiligung. Er kannte genauso die Gefahren eines gesetzlichen Separatismus. Müller hatte eine Liebe zu den Verlorenen und eine tiefe Liebe zu den sozial Schwachen der Gesellschaft. Er war ungeheuer fleißig, war ein Mann der Bibel und des Gebets. Seine Predigten waren immer Auslegungspredigten des Wortes Gottes. Dieses Erbe zu bewahren, ist

uns Verpflichtung und Ansporn zugleich, eingedenk von Hebräer 13,7: „Gedenkt eurer Führer, die das Wort Gottes zu euch geredet haben! Schaut den Ausgang ihres Wandels an, und ahmt ihren Glauben nach.“

Dr. Stephan Holthaus



„IHDGDL“

.... und Jesus fragt: HDML

Diese Buchstabenreihe stand auf einer Federtasche eines Freizeitteilnehmers. Auf mein Nachfragen, was diese Buchstabenreihe denn bedeutet, wurde mir fast anklagend geantwortet, warum ich das denn nicht kenne: „Ich Hab Dich Ganz Doll Lieb“ (= IHDGDL)

Ich fahre in meinem Auto und aus den Lautsprechern meines Armaturenbrettes dringt der Refrain:

*Ich hab dich lieb, so lieb,
lieber als du denkst.
Ich hab dich lieb, so lieb,
ich will nur, dass du es weißt.
Ich hab dich lieb, so lieb,
lieber als je zuvor.*

An der nächsten Tankstelle halte ich an, um zu tanken. An der Kasse, nachdem ich mich mal wieder über die Preiserhöhung gewundert habe, fällt mein Blick auf die Zeitung mit den großen Überschriften und den bunten Bildern. Meine Augen bleiben beim bunten Comic mit der Überschrift „Liebe ist ...“ hängen.

Beim Verlassen der Tankstelle höre ich zufällig, wie jemand sein Telefonat mit den Worten „... Ja dann bis später ... ja ich dich auch“ beendet.

Ich bleibe beim Kartenständer der Tankstelle stehen. Drehe ihn ein wenig hin und her. Viele Karten mit der Botschaft „Ich liebe dich“ warten darauf, gekauft und verschickt zu werden.

Bei so viel Eindrücken bekommt man Hunger. Ich geh in ein Schnellrestaurant, um ihn zu stillen. Die Werbestrategen haben ganze Arbeit geleistet. Tablett, Aufkleber, Gutscheine und Durchsagen brennen den Slogan in meinen Gedanken fest: „Ich liebe es!“

Mir kommt die Werbung für Pralinen und die T-Shirts einiger Brasilianer beim letzten Spiel in

Deutschland in den Sinn. I love und „Jesus loves you“

In der Bibel gibt es eine Frage, die sich mit all diesen Aussagen beschäftigt. Jesus wurde gekreuzigt und ist nach drei Tagen wieder auferstanden. Zweimal erschien er den Jüngern, indem er durch die verschlossene Tür den Raum betrat. Jesus grüßte sie mit dem Satz: „Friede sei mit euch!“

Er befreite den Jünger Thomas von seinem Unglauben. Danach sagt Simon Petrus: „Ich geh fischen“ und sechs Jünger kommen mit. Eines Morgens steht ein Mann am Ufer, fragte nach Frühstück. Da kein einziger Fisch da war, werden die Jünger zurück auf den See geschickt, um auf der rechten Seite 153 Fische zu fangen. Das Netz hielt, und als es das Land erreichte, war das Frühstück schon fertig. Beim Essen wurde nicht viel gesprochen, denn keiner traute sich das zu fragen, was alle wussten. Dieser Mann war der auferstandene Christus. Nachdem Jesus das Essen verteilt hatte und sie zu Ende gefrühstückt hatten, formulierte Jesus - wie aus den Buchstaben auf der Federtasche - eine Frage: LDM = Liebst du mich? Nachzulesen in Johannes 21,15-17. Wir bleiben bei der Frage. LDM - Liebst du mich mehr als diese?

Wie hat sich Petrus wohl gefühlt? Hat ihn das schlechte Gewissen geplagt? Hatte er Angst Jesus ein drittes Mal zu begegnen, weil das Zurechtweisen, die Rüge für sein Verhalten, noch ausgeblieben war? Wir kennen doch dieses Gefühl. Wir haben uns blamiert, etwas verbockt und treffen nun auf unsere Klasse oder Kollegen. Oder wir haben mal wieder verpennt, die CD mitzunehmen, auf die einer schon so lange wartet. Was sind wir froh, wenn wir der Person heute nicht



begegnen. Petrus nahm die Aussage des auferstandenen Herrn natürlich für sich selbst in Anspruch: „Friede mit euch!“ (Johannes 20,19.21.26). Aber sein Verhalten und sein vorschnelles Gerede, sein Übereifer und seine Hitzigkeit, die manchmal wie ein Schuss nach hinten losgingen, waren ihm noch gut ins Gedächtnis eingebrannt (Matthäus 26,33 ... ich werde nicht zu Fall kommen).

Wie verläuft nun das Gespräch zwischen Simon und Jesus?

Jesus spricht ihn nicht vor allen Jüngern an. Jesus wartet und nach dem Frühstück nimmt er Simon zur Seite oder geht mit ihm ein Stück voraus und stellt ihn zur Rede.

Lieber Simon, du hast dich stets bemüht, ein guter Jünger zu sein, leider bist du gescheitert. Ich brauch es dir nicht groß zu be-



gründen, du weißt genau, was ich meine. Meine Warnungen wolltest du nicht annehmen, hättest du aber lieber tun sollen. Noch nicht mal eine Stunde konntest du wachen und beten (Markus 14,37). Der Hahn hätte wirklich nicht krähen müssen. Aber du und dein loses Mundwerk. Siehst du nun ein, dass ich Recht habe?

Nein, keine Vorwürfe. Jesus stellt nur eine einzige Frage: „*Liebst du mich?*“

Jesus spricht ihn mit seinem alten Namen Simon an. Ein Zeichen, das Simon dem neuen Namen Petrus nicht gerecht wurde. Petrus bedeutet Fels. Jesus selbst gab ihm diesen Beinamen oder „Spitznamen“ (Lukas 6,14). Wenn Petrus also Simon genannt wurde, merkte er selber, dass in seinem Handeln sein alter Charakter am Werk gewesen ist. Aufbrau-

send, voreilig, große Klappe, schnell zu begeistern, aber genau so schnell wieder entmutigt. (Lukas 5,5; 22,31) Jetzt das letzte Mal Simon: „*Liebst du mich mehr als diese?*“

Es geht hier und heute um die persönlich Liebe zu Jesus. - Jesus redet nicht drum herum, er kommt gleich auf das Wichtigste und Entscheidende. Liebst du mich? Kein Nachhaken, was da am Feuer im Innenhof abgelaufen ist, oder ob er auch von Herzen bereit, was er getan hat. Nein, Jesus fasst all diese Fragen in der einen zusammen: „Liebst du mich?“ Zum Glück stellt Jesus die Frage Simon. Was wäre, wenn Jesus uns diese Frage heute nach dem Frühstück gestellt hätte? Dann würde es auf einmal konkret und persönlich! Jesus hätte hunderte von Gründen, mir diese Frage zu stellen. Liebst du mich? Los, antworte! Ich frage dich! Nicht Nathanael, nicht Thomas! Antworte: ja oder nein! Anderen Menschen können wir, durch allerlei Aktionismus, dieser Frage aus dem Weg gehen. Aber Jesus fragt: „*Liebst du mich?*“

Simon antwortet mit: „*Ja Herr, du weißt, dass ich dich lieb habe.*“

Eine kurze, aber nicht einfache Frage. Und eine Antwort, die nichts unbeantwortet lässt. Simon hatte Psalm 139,2 bestimmt im Hinterkopf. Daraufhin stellt Jesus die Frage zum zweiten Mal: „*Simon, liebst du mich?*“ Gleiche Frage, gleiche Antwort? Schnell können wir mit unseren Lippen solche Fragen beantworten. Das Herz wird davon aber überhaupt nicht berührt und getroffen. Die Antwort kommt aus dem Kopf. Sie dringt nicht bis zum Herzen vor. Hast du mich lieb! Wenn wir die Frage nur mit unserem Kopf mit ja beantworten, ohne sie in unserem Herzen zu bewegen und zu prüfen, dann ist das wie ein Aquarium ohne Fische. Charles Spurgeon drückt es so aus: „Die Liebe ist das Wesentliche. Nichts kann ihr Fehlen ersetzen. Und es ist möglich, dass dieses kostbare Gut nicht in unserem Herzen ist.“

All unser Besitz, all unser Wissen und unser Können helfen uns nicht, wenn wir diese Frage ver-

neinen. 1. Korinther 13,1-3 spricht genau davon. Noch einmal Spurgeon: „Das Wissen blüht auf, aber die Liebe erbaut; oder Wissen ist gut, Liebe ist besser.“

Die Bibel ist brechend voll mit Aussagen und Berichten über die Liebe Gottes zu uns Menschen. Jeden Sonntag erinnern wir uns an die unfassbare unendliche Liebe. Wenig finden wir über die Liebe, die Menschen Gott entgegenbringen.

„HDML. Hast du mich lieb?“

Jesus fragt Simon ein drittes Mal. Woran hat Simon Petrus unweigerlich gedacht? An die dreifache Verleugnung des Herrn. Drei mal verneint er, Jesus zu kennen. Heute an diesem Vormittag fragt der, den er verleugnet hat, dreimal eindeutig und unmissverständlich. Und diese Fragen lassen nicht einen Millimeter Spielraum. Johannes berichtet, dass Simon traurig wurde. Wie oft müsste uns die Frage gestellt werden bis wir traurig werden? Simon wurde traurig, gibt aber eine klare Antwort: JA! „*Herr, du weißt alles; du erkennst, dass ich dich lieb habe.*“

Mir kommen die vielen Situationen in den Kopf, wo mir „Liebe“ begegnet. Es ist schon Abend und ich bringe meine Tochter ins Bett. Beim Verlassen des Zimmers rufe ich ihr zu: „Ich hab dich lieb“. Ich denke an Simon Petrus und an die Antwort, die ich geben müsste.

Mögen Situationen in unserem Alltag uns immer wieder an die alles entscheidende Frage erinnern. Liebst du mich? Nehmen wir uns doch in unserem Herzen vor, jeden Tag neu an der Antwort zu arbeiten. Damit wir auf die Frage mit einem klaren und ungeheuchelten „*Ja, Herr, du weißt alles und du erkennst, dass ich dich lieb habe*“ antworten.

Markus Bartsch



„HDML“

Wir tragen

Der franz. Dichter und Kunstkritiker Charles Baudelaire wollte unbedingt den Komponisten Richard Wagner kennen lernen und besuchte ihn in seinem Haus. Wagner trug einen prächtigen gelben Hausrock. Er setzte sich ans Klavier und spielte ein Stück aus seinen Werken, das Baudelaire herrlich fand. Dann erhob sich Wagner, entfernte sich und kam in einem grünen Hausrock wieder. Er setzte sich erneut und entlockte seinem Klavier wunderbare Melodien. Anschließend erhob er sich, verließ das Zimmer und kehrte in einem roten Hausrock zurück, um noch ein drittes



Stück zu spielen. Daraufhin sagte Baudelaire mit begeisterter und andächtiger Stimme: „Ich habe wohl gemerkt, dass Sie die drei Stücke in verschiedenfarbigen Röcken gespielt haben, um gewissermaßen symbolisch den verschiedenen Gehalt ihrer Werke auszudrücken. Könnten Sie mir diese Symbolik näher erklären?“ Überrascht und erstaunt erwiderte das Klaviergenie Richard Wagner: „Ich musste die Röcke wechseln, weil sie völlig durchgeschwitzte waren.“

Wir werden wahrgenommen, gesehen und gehört. Wir werden beurteilt, geschätzt, geliebt und geachtet. Und wir werden verurteilt, verachtet und gehasst. Man nimmt uns ernst. Wir werden umjubelt. Wir sind wichtig. Und wir werden abgelehnt, mies gemacht und manches Mal regelrecht abgestempelt.

Die Begegnungen und Beziehungen zu anderen Menschen sind uns äußerst wichtig. Wir brauchen und pflegen *Beziehungskisten*, denn ohne sie fühlen wir uns leer und wertlos. Wir legen großen, ja *mega-großen* Wert auf die Bewertung anderer. Ständig fragen wir uns bewusst oder unbewusst: Was sind wir in den Augen der anderen wert? Danach richtet sich unser Leben. Wir wollen so sein, damit der andere mit uns zufrieden ist. Denn nur dann sind wir „in“, sonst sind wir „out“. Denn was unsere Waage auf die eine oder andere Seite sinken lässt, ist sehr bedeutend für uns, koste es, was es wolle. Selbst dann, wenn wir nur den „Hausrock“ aus hygienischen Gründen auswechseln.

Und so sind sie gefragt – die Masken. Sie verdecken das wirkliche Gesicht. Sie zeigen, was andere sehen sollen oder aber wollen.



Masken ...

Masken. Sie sind so gestaltet, gestylt und geschminkt, dass sie nicht oder aber gerade auffallen.

Masken. Sie erinnern an die Kunst des Schauspiels. Schauspieler tragen Masken. Was bleibt noch, wenn man ihnen die Maske und prächtigen Kostüme wegnimmt?

Seid jeher haben Philosophen und Denker das Leben der Menschen mit einer Schauspielbühne verglichen. Es darf gespielt werden – das Leben. Rollenspiele per Mausclick sind „*media-genial*“ und haben Hochkonjunktur.

Das Leben ist ein Drama. Die Bühne ist eine Scheinwelt, und der Schauspieler ist Selbsttäuscher und Betrüger. Niehls Bohr, (dän. Physiker, 1885–1962) bringt es auf den Punkt: „*Wir sind gleichzeitig Zuschauer und Schauspieler im großen Drama des Seins.*“

Das Leben des Alltags ist das „*So-tun-als-ob*“ und schleicht sich auch galant durch den offenen Spalt der frommen Gemeindefenster.

Und die Christen?

Tragen Christen denn auch Masken? Sind die Heiligen vielleicht *scheinheilig* oder *unheilig*? Sind sie wirklich so fromm, die Frommen? Oder ist ihr Sein Schein? Spielen sie mit sich selbst und anderen ein Spiel?

Die *Scheinfrommen* der Bibel werden gerügt. Sie werden schlicht und einfach Heuchler genannt.

Heuchelei ist ein bekanntes Wort im christlichen Jargon. Heuchelei in seiner ursprünglichen profanen (weltlichen) Bedeutung meint genau das, was man unter der Kunst des Schauspiels versteht, *siehe oben*.

Jesus Christus reißt in seiner bis in die heutige Zeit gerühmten Bergpredigt radikal und schockierend die Maske vom Gesicht der frommen Heuchler ...

Die Maske der scheinfrommen Spender

„*Wenn du nun Almosen gibst, sollst du nicht vor dir her posaunen lassen, wie die Heuchler tun in den Synagogen und auf den Gassen, damit sie von den Menschen geehrt werden. Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin.*“ (Matthäus 6,2)

Gesehen werden beim Spenden. So begann das Schauspiel in der jüdischen Synagoge. Nach dem Gottesdienst trat der einzelne Almosengeber auf und gab an, wie hoch die Summe sei, die er geben wollte. War seine Spende sehr hoch, wurde er auf das Bema (Tribüne) hinauf gerufen und dadurch geehrt, dass er sich neben den Rabbi setzen durfte. Es wurde eine Posaune geblasen, um die himmlische Welt, darauf aufmerksam zu machen, welche besondere Wohltat hier geleistet wurde. Je größer die Spende, desto größer war das Schauspiel sowohl in der Synagoge als auch auf den Straßen.

Heuchler in der Gemeinde schreien förmlich nach Anerkennung. Sie lieben es, wenn man

viele Masken

von ihnen spricht, wie großartig und großzügig sie sind. Sie klopfen sich selbst auf die Schulter und lassen es sich gerne von anderen gefallen. Doch Jesus Christus verwirft dieses „Sich-öffentlich-zur-Schau-stellen“. Mit dem scharfen Schwert der Wahrheit schlägt er eine Kerbe in totes stumpfes Holz.

Anstatt zu heucheln, dürfen wir freiwillig und bereitwillig spenden. Einen fröhlichen Geber, den hat Gott lieb. Ist das wirklich so schwer?

Die Maske der scheinfrommen Beter

„Und wenn ihr betet, sollt ihr nicht sein wie die Heuchler; denn sie lieben es, in den Synagogen und an den Ecken der Straßen stehend zu beten, damit sie von den Menschen gesehen werden. Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin.“ (Matthäus 6,5)

Gesehen werden beim Beten. Deswegen stellten sich die Pharisäer demonstrativ an die Straßenecken, denn so wurden sie von mehreren Seiten gleichzeitig beobachtet und die frommen Gebetsformeln wurden gemurmelt. 970 Worte umfasste die „Tephilla“ (das Achtzehnbittengebet) und war damit zehnmal so lang wie das sog. „Vaterunser“. Der amerikanische Schriftsteller Charles Swindoll beschreibt die Szene so: „Pharisäer lieben sirupgefüllte Worte und mit Zucker überkrustete Plattheiten. Sie haben die Technik erlangt, hoch-heilig-schmalzig zu klingen.“

Heuchler in der Gemeinde schätzen ihre eigenen Gebetsübungen und überheben sich so über andere. Ihre Worte sind ohne Inhalt und ihr Herz ist weit entfernt von ihrer Zunge.

Anstatt zu heucheln wollen wir



unseren Vater im Himmel ohne eine angelegte fromme Sprache anbeten. Wir dürfen ihm unsere Anliegen „einfach“ und in „schlichten“ Worten sagen und brauchen nicht durch gekünstelte Worte seine Aufmerksamkeit auf uns zu lenken. Ist das wirklich so schwer?

Die Maske der „scheinfrommen Verzichter“

„Wenn ihr aber fastet, so seht nicht düster aus wie die Heuchler! Denn sie verstellen ihre Gesichter, damit sie den Menschen als Fastende erscheinen. Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin.“ (Matthäus 6,16)

Gesehen werden. Montag und Donnerstag waren dafür reserviert. Zwei Fastentage pro Woche gehörten dazu, und die Pharisäer meinten, dass sie durch dieses selbst auferlegte Fasten einen besonderen Verdienst bei Gott erlangen könnten oder sogar göttliche Gerichtsbeschlüsse aufheben würden. Ihre Umwelt sollte erkennen, wie „fromm“ sie waren. Deswegen verstellten die Heuchler ihre Gesichter, damit sie trübselig, ausgemergelt und abgezehrt aussahen.

Heuchler in der Gemeinde zeigen gerne äußerlich, auf was sie alles, so meinen sie, um „des-Herrn-willen“ verzichten. Letztlich aber ist es der lächerliche Versuch, heilig erscheinen zu wollen.

Anstatt zu heucheln wollen wir um des Herrn willen auf manches verzichten. Dabei sollen wir frisch und sauber aussehen. Fröhlich klingen, wenn wir etwas sagen und in unserem Wesen natürlich sein. Denn das ist authentisch – das ist echt. Ist das wirklich so schwer?

Masken. Sie gehören nicht in das Leben von Christen. Heuchelei vernebelt unsere Beziehung zu dem lebendigen Gott, denn er sieht uns, wie wir wirklich sind. Ihm können und brauchen wir nichts vorzumachen. Heuchelei vernebelt auch unsere Beziehung zum Nächsten. Wir sind dann nicht klar und wahr. Wir machen uns und anderen etwas vor. Und so bleibt tatsächlich nur die Bitte:

Herr, deine Augen sehen in unser Herz hinein, nichts kann vor dir bestehen, kein Trug noch falscher Schein. Wir können viel verbergen vor Menschen, nicht vor dir. Wir prahlen mit den Werken und sagen: So sind wir.

Du gibst's uns zu verstehn, dass mancher sich geirrt, und Dinge falsch gesehen, die andre nur verwirrt. Herr, du prüfst Herz und Nieren, ob wir voll Heuchelei und ob wir uns verlieren in Satans Sklaverei.

Doch er wird untergehen, der ganze fromme Schein, Wenn wir dich, Jesus, sehen, dann wird der Große klein! Wir müssen neu erkennen, was Gottes Geist uns sagt, die Schuld beim Namen nennen, wohl dem, der jetzt es wagt.
(Melodie Wir haben einen Felsen; Text Erik Junker)

Erik Junker 